

Emil Weber
DIE HERZEN SIND NOCH OFFEN
Kurzgeschichten

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

VORWORT

Auflage 1964

2. Auflage 1964

3. Auflage 1964

1964

Grafik: Manfred Sayer, Stuttgart

Druck: Herrn. Weck/Sohn, Solingen

Junge und alte Menschen, die etwas verspürt haben vorn Ruf des lebendigen Herrn: „Ihr werdet meine Zeugen sein!“, reife und werdende Christen, die in schlichtem, alltäglichem Zeugendienst für den Herrn ihres Glaubens stehen - sie -und nicht nur sie - sind in der Gefahr, lähmender Resignation zu verfallen. Warum?

Jedes Feuer, das wärmen und leuchten soll, braucht neue kräftige Nahrung. Das Feuer des Glaubenszeugnisses braucht Nahrung, verlangt nach Anregung.

Hier ist sie!

Die folgenden Kurzgeschichten schließen an die Erzählungen an, die Emil Weber im „Schritt über die Linie“ einem Leserkreis geschenkt hat, der nach Zehntausenden zählt. Sie sind kurz und schlicht. Sie atmen die Prägnanz einer männlichen Sprache, die von Schrift und Evangelium lebt. Aber diese Sprache säuselt und doziert nicht. Sie packt. Warum?

Hinter den Erzählungen steht das Erlebnis. Das Erlebnis eines fröhlichen Mannes Gottes, der ohne Scheuklappen an den Menschen herangeht und ihn aufspürt. Das macht sie so wertvoll und ansprechend. Aus Emil Webers Predigten und Andachten sind markante kurze Worte den jeweiligen Erzählungen angefügt. Sie ziehen gleichsam das Fazit aus den erlebnishaften Berichten.

So wird das Buch allen gute Hilfe bieten, die ein offenes Herz für Dienst und Mitarbeit in Jungmännerwerk und Gemeinschaft und Kirche haben. Als Arznei gegen Müdigkeit und Verdrossenheit, als Anstoß zu fröhlichem Wirken mag es Segen stiften!

Kassel-Wilhelmshöhe,

Dezember 1963

Pfarrer Dr. Friedrich Wilhelm Schluckebier

Inhalt

Mit einem Moped fing es an	9
Der Bauer vom Steinhuder Meer	14
Vater, ich wollte nur zu dir	20
Es begann am Stauwehr	26
Die Brücke zum anderen Ufer	29
„Hans, dein Weg geht weiter . “	34
Der verlorene Akkord	39
Bann der Vergangenheit	44
„Sind Sie Reisender?“	48
Nur daß wir was zu beißen hatten	

Das zerbrochene Kreuz	56
Die sieben Engel	59
Der Herz-Schuß von der Kanzel	63
Nur für acht Tage	67
Hans-Dieter	73
Drei Kreuze	76
Die Notbremse	80
Heißt du Wilhelm?	82
Der Rest war Angst vor Gott	88
Zur Zeit und zur Unzeit	92
Der Zweifler	96
„Bleib bei ihm!“	102
Ich hatte keine Zeit	107
„Herr Pfarrer, jetzt dürfen Sie kommen!“	111
Allein am Grabt	114
Securus morte est .	118
Die Predigt	122
Der Turm von Aigues Mortes	126
Nächster Anruf: 4.35 Uhr!	130
„Warum gerade ich?“	135

MIT EINEM MOPED FING ES AN

„Mit einem Moped hat es angefangen“, erzählte der junge Mann, der mir gegenüber saß. Er besaß keinen Führerschein. Aber er hatte andern abgesehen, wie man's macht. Und dann hatte er darauf gebrannt, einmal selbst hinter dem Steuer eines Wagens zu sitzen und durch das Land zu fahren. Es schien ihm das Herrlichste von allem zu sein. Ich fragte dazwischen, ob er denn nicht angefangen habe, für den Führerschein und ein eigenes Fahrzeug zu sparen. Aber er ließ mich gar nicht ausreden, sondern unterbrach mich mit den Worten: „Das hätte viel zu lange gedauert. Das hätte ich gar nicht abwarten können!“ Und so fing es eben mit dem Moped an.

Rainer sah in seinem Vorgehen gar keinen Diebstahl. Er erklärte immer wieder: „Ich habe ja noch am selben Tag das Moped in nächster Nähe der Stelle, wo ich es ‚gefunden‘ hatte, wieder abgestellt.“ Dann war der Tank natürlich leer gewesen. Aber das störte ihn nicht. Und bald genügte ihm ein Moped nicht mehr. Nun hatten es ihm die schweren Wagen angetan. Und Tag und Nacht kreisten seine Gedanken um die chromblitzenden Limousinen. Sie ließen ihn nicht mehr los. Mit seinem handwerklichen Geschick gelang es ihm schließlich, die Tür eines abgestellten „Opel Kapitän“ zu öffnen. Und nun gab es kein Halten mehr. Kurz schließen und losfahren war eins.

Natürlich blieb es nicht bei dem einen Mal. Nach dem „Ausleihen“ wurde der Wagen jedesmal in der Nähe des Ortes, wo er ihn entwendet hatte, wieder abgestellt. Daß die Wagen bei seinen Fahrten nicht selten Schrammen und Beulen davongetragen hatten, machte Rainer nichts aus.

Er las dann in der Zeitung, daß man ihn suchte. Seine Dreistigkeit war unerhört. Dabei war es vielfach so, daß die Autobesitzer froh waren, wenn sie ihren Wagen überhaupt wiederbekamen. Sie verzichteten dann gerne auf die Ergreifung und Bestrafung des Täters.

Bis dahin war alles gut gegangen. Dann aber wurde Rainer allzu übermütig.

Er entwendete einen Kapitän, der noch die rote Nummer trug und noch keinen Besitzer hatte.

Der Fahrer, der mit der Überführung des Wagens beauftragt war, hatte vor einer Gaststätte am Weg angehalten. Er ahnte nicht, daß er nach dem Essen mit dem Zug zu seiner Firma würde zurückkehren müssen.

Dieser neue Wagen wurde Rainer zum Verhängnis. Er wagte sich damit auf die Autobahn, aber während der Fahrt überfiel ihn plötzlich der Gedanke, daß er nun wohl doch gefaßt werden würde. So schnell aber gab Rainer nicht auf. Er beschloß zu fliehen: Nach Hamburg wollte er, auf ein Schiff! Im Ausland untertauchen!

Zunächst aber reizten ihn die schnurgerade Fahrbahn und der schnelle Wagen. Je höher die Tachometernadel kletterte, um so stolzer wurde er.

Als er wieder einmal einen Wagen überholte, meinte er zu erkennen, daß die Insassen des überholten Wagens sich untereinander Zeichen gegeben hätten. Da schmolz seine stolze Überlegenheit jäh zusammen. Mit seinem schlechten Gewissen vermutete er, erkannt worden zu sein. Und als es gar den Anschein hatte, als setzte der überholte Wagen alles daran, ihn einzuholen, da trat er das Gaspedal durch.

Dabei geschah es dann. Er geriet ins Schleudern, kam von der Fahrbahn ab und raste in seinem wahnsinnigen Tempo die Böschung hinab. Unten überschlug sich der neue Wagen ein paarmal und blieb schließlich auf dem Dach liegen.

Das Radio lief noch, als ein Streifenwagen der Polizei den bewußtlosen Rainer aus dem zertrümmerten Auto befreite. Nach seinem Krankenhausaufenthalt war er dann ins Gefängnis gekommen. Diese Zeit war nun um. Ob er geheilt war?

Ich fragte Rainer zunächst nach seinem Zuhause. Ein eigenes Bett besaß er nicht. Er durfte in der Küche auf dem Sofa schlafen. Daheim hatte man ihm schon erklärt, daß er sich ein eigenes Zimmer und Arbeit beschaffen müsse. Man konnte ihn nicht gebrauchen. Rainer hatte Angst davor.

„Herr Pfarrer“, sagte er, „dann kommen wieder die Abende. Ich kann nicht allein sein. Ich weiß nichts mit mir anzufangen. Wenn ich aber allein durch die Straßen schlendere, dann ist das alte Lied wieder da: Ich kann an einem ‚Kapitän‘ einfach nicht vorbeigehen! Ich will ja gar nicht, aber ich muß! Wissen Sie denn nicht, wie ich davon frei werden kann?“

Ich schlug ihm vor, zunächst einmal den Führerschein zu machen. Dabei malte ich ihm aus, wie schön es sein würde, wenn er erst hinter dem Steuer eines Fernlastzuges kreuz und quer durch Deutschland fahren könne. Oder wenn er als Direktionsfahrer in einem großen Industriebetrieb unterkäme. Bis ins Ausland würde er da fahren!

Aber alle meine Versuche blieben umsonst. Er schaute mich nur an, schüttelte den Kopf und meinte:

„Daran ist in den nächsten fünf Jahren nicht zu denken! Vor Ablauf dieser Frist bekomme ich keinen Führerschein. So lange aber halte ich es eben nicht aus! Wissen Sie denn sonst keine Möglichkeit?“

Ich wußte freilich noch einen anderen Weg: Im Neuen Testament steht, daß Jesus Christus frei machen kann und frei machen will. Wie oft hatten wir gesungen: „Er zerbricht der Sünden Ketten und macht alles, alles neu!“

Aber war es denn nicht sinnlos, so etwas für diesen jungen Burschen unserer Zeit überhaupt zu erhoffen? War es nicht überheblich, einem Automarder so etwas zuzumuten? Mußte es nicht etwas viel Zeitgemäßerer geben?

Rainer sah mich an. Er wartete auf Antwort.

Ich aber dachte an jenen Dr. Barnardo, der fünf Jahrzehnte vor mir in der Londoner Unterwelt einem jungen Menschen, welcher der „König der Diebe“ genannt wurde, hatte helfen dürfen.

„Glauben Sie, Dr. Barnardo“, hatte der Dieb gefragt, „daß sich bei mir nichts mehr ändern läßt?“ Barnardo hatte ihm zugesprochen, aber der Dieb hatte es nicht glauben wollen.

„Wirklich?“, hatte er gefragt - und zur Antwort bekommen: „Immer ist uns die Möglichkeit gegeben, neu anzufangen. Möchtest du das im Ernst?“ Dr. Barnardo hatte bei dem König der Diebe diesen neuen Anfang erleben dürfen.

Daran mußte ich denken, als ich Rainer die Antwort gab: „Jesus Christus sagt: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!“

Alle Heimatlosen, Entwurzelten, Entrechteten sollen wieder in den Frieden, in die Schutzzone Gottes aufgenommen werden. Sie sollen die Hand Jesu fassen und „nimmer von ihm gehen und ganz sein eigen sein“. Am Thron Gottes sollen sie wohnen und für immer Heimat haben. Seitdem schallt ihr Lob in die Welt hinaus:

Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm. Der Herr allein ist König, ich eine welke Blume. Jedoch, weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt, ist's billig, daß ich mehre sein Lob vor aller Welt.

Es gilt, aus den Trümmern ein Neues zu bauen. Viele halten das für ein sinnloses Unterfangen. Der König aber hat dennoch den Kampf aufgenommen.

Der Sohn des lebendigen Gottes faßte die furchtbaren Ketten, in die Satan die Menschen geschlagen hat, und ließ sie nicht wieder los, bis er sie zerbrochen hatte; wenn er sich dabei auch die Hände wund riß und sein Leben dafür lassen mußte.

Seit Jesus unsere Schuld vor Gott bezahlt und unsere Sünden bis in den Tod getragen hat, seitdem ist der Bann weggenommen, der uns von Gott trennte. Seitdem können zerschlagene Herzen wieder Gemeinschaft mit Gott haben. Und wenn dieser Bann gebrochen und ein Mensch mit Gott versöhnt ist, dann gilt es, die Trümmer beiseite zu schaffen. Das Zeugnis: „Unser Gott ist König!“ ist die einzige Waffe im Kampf um die Freiheit von Menschenherzen. Jesus ist Sieger! Wir sind keine Totengräber, die die Hölle anzukündigen hätten, sondern Boten des ewigen Lebens.

DER BAUER VOM STEINHUDER MEER

Auf dem sonst so ruhigen, in stolzer Behäbigkeit daliegenden Bauernhof war munteres, frohes Leben eingekehrt. Vierzig Großstadtjungen hatten für vierzehn Tage hier ihre Zelte aufgeschlagen. Diese Freiheit wollten sie auskosten.

Und es gab vieles zu entdecken und zu durchstreifen: den See, die Boote, die Insel mit der Festung, das weite Land, das kein Ende zu nehmen schien.

Die Menschen auf dem Hof, aufgeschreckt aus ihrem sonst so ruhig dahinlaufenden Tag, hatten ihre helle Freude an dem jungen Volk. Was sie in der Zeitung von den jungen Leuten lasen, klang meistens anders. Richtige Skandalgeschichten waren das. Ob hier auch noch etwas passieren würde?

Gewiß, es gab auch hier mancherlei zu sagen. Da waren diese Bengels doch in die Koppel geklettert und hatten die Fohlen gejagt. Aber woher sollten sie auch wissen, daß man das nicht durfte.

Merkwürdig war, wie diese lebenslustigen Burschen ihren Tag begannen. Sie stellten sich im Kreis auf und sangen: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn.“

Und es verging kein Abend, an dem sie nicht noch am Feuer gesungen hätten: „Schönster Herr Jesus, Herrscher aller Enden...“

Dann war es beinahe wie in der Kirche. Der Leiter der Gruppe schlug die Bibel auf, las ein Wort und erklärte es den Jungen. Gute, merkwürdige Worte waren das. Dann sprachen sie über den verlöschenden Flammen gemeinsam laut das Vaterunser.

Das Hofgesinde und die Menschen von den Nachbarhöfen standen jetzt abends oft in der

Nähe der Zelte. Sie wunderten sich über diese jungen Menschen. Und manch einer freute sich. Nur einer nicht! Doch davon wußten die Jungen nichts. Nur die Bäuerin trug daran. Sie war durch viele schwere Jahre gegangen.

Oben im Schlafzimmer des Hofes lag der Besitzer schon Monate krank. Alle ärztliche Kunst schien vergeblich. Ein Leiden, lange übersehen und nicht ernst genommen, verursachte ihm schwere Tage und noch schwerere Nächte. Ans Bett gefesselt lag der Bauer Stunde um Stunde des Tages allein. Da kamen und gingen die Gedanken. Er, der so stolz auf Land, Hof und Pferde war, sah die Stunde kommen, da er alles würde zurücklassen müssen. Aber er wollte nicht. Und so verwünschte er das „Schicksal“.

Der Hof brauchte in der Erntezeit alle Leute. Man konnte nicht dauernd nach dem Kranken schauen. Darum hatte man ihm einen schweren eichenen Krückstock neben das Bett gestellt. Wenn der Bauer etwas brauchte, stampfte er mit dem Stock auf den Boden. Das hörte man unten und wußte nun, daß der Kranke nach jemandem verlangte. Wehe aber, wenn die Hilfe zu lange auf sich warten ließ. Dann konnte der Alte furchtbar grob werden.

Nun waren die Jungen gekommen. Der Bürgermeister hatte den Platz vermittelt, und die Bäuerin hatte sie aufgenommen.

Am ersten Morgen bliesen sie auf Posaunen. Das hörte sich gut und feierlich an. Tagsüber waren sie auf dem See. Da vernahm man nichts von ihnen. Dann kam der Abend. Es war ein schöner, linder Sommerabend. Die Fenster des Krankenzimmers waren weit geöffnet. Der Bauer hörte Pferde, Wagen und Knechte heimkommen. Er erkannte sie alle am Geräusch. Das Knarren der Räder, das Klappern der Hufe und die Schritte der Knechte waren ihm vertraut. Und wenn sein Herz dabei stolz wurde, dann kehrten die furchtbaren Gedanken zurück und quälten ihn immer wieder mit der einen Frage: Warum muß ich hier liegen?

Doch was war das?

Die Jungen sangen. Jetzt hörte er einen Mann sprechen. Der Stimme nach mußte er noch jung sein. Las er? Was waren das für merkwürdige Worte, die kannte er doch!

Ja - nein - doch: Bibelworte waren es! Und das auf seinem Hof? Wo war der Krückstock! Die zitternden Hände stießen den Stock um. Mühsam neigte der Kranke sich aus dem Bett, um seiner habhaft zu werden. Dann stieß er ihn mehrmals wütend auf. Als nicht sogleich jemand kam, trommelte er, wie vom Fieber gepackt, auf den Boden. Endlich öffnete atemlos ein Mädchen die Tür, voller Bangigkeit, daß etwas Furchtbares passiert sei. Krebsrot vor Aufregung schrie der Bauer sie an: „Mach die Fenster zu!“

Gehorsam schloß sie die Fenster. Sie fragte den Bauern nach seinem sonstigen Begehr. Er wies nur mit den Augen zur Tür. Da verließ das Mädchen verwundert das Zimmer.

Nun war der Bauer allein.

Unruhig warf er sich hin und her. Es war etwas in ihm geweckt worden, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Die Stunden verrannen, die Nacht lag schwer auf dem Land. Drinnen im Krankenzimmer aber zogen an dem inneren Auge des Hofbesitzers Bilder der Vergangenheit vorüber:

Es war an seinem Konfirmationstag. Er kniet am Altar, fühlt die Hände des Pfarrers auf seinem Haupt, hört seinen Spruch: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.“

Da war das Wort! Hatte er jemals in seinem Leben danach gefragt? Er hatte die Eltern frühzeitig aufs Altenteil gesetzt, damit der Hof nur ja schnell unter seine Herrschaft kam. Er hatte die Geschwister schnellstens ausgezahlt, damit ihm niemand etwas dreinzureden hatte. Der Kranke sieht den greisen Pfarrer auf den Hof kommen, um mit seinem ehemaligen Konfirmanden zu sprechen. Er aber, der Bauer, hatte ihn vor die Tür gewiesen. Nie wieder hatte er eine Kirche betreten. Nie wieder nach der Bibel gegriffen. In seinem Haus wurde über

die Dinge nicht gesprochen.

Und nun waren diese Jungen auf seinen Hof gekommen. Wie langsam doch eine Nacht vergehen kann. Die Rückschau des Bauern ist noch nicht zu Ende.

Es war der Tag gekommen, da er in den Krieg mußte. Schwer genug war es ihm gefallen. Einmal, als die Kompanie in Ruhe lag, hatte er einen Soldatenpfarrer gehört. Und irgendwie hatte auch er empfunden, daß es gut sein mußte, wenn man in einer solch unruhigen Zeit eine Gewißheit hätte.

In jener Zeit war es auch gewesen, daß er in einer schweren Stunde gebeten hatte: „Gott, laß mich heimkommen!“ Hatte er nicht sogar hinzugefügt, daß es dann anders werden sollte?

Dann war er heimgekommen, aber Bitte und Versprechen hatte er vergessen. Es gab so viel nachzuholen, was liegen geblieben war. Und der Hof mußte modernisiert werden.

Endlich dämmt der Morgen. Die Bäuerin öffnet die Fenster, dann geht sie. Auf dem Hof klirren die Gespanne, scharren die Hufe. Ein neuer Erntetag hat begonnen. Dann verklingen die Stimmen der Knechte in der Ferne. Ruhe liegt wieder über dem Hof.

Da ertönen vom Lager her die Posaunen. Der Bauer schreckt zusammen. Das fehlte noch! Sollen die Erinnerungen ihn auch am Tage quälen? Er tastet nach dem Krückstock und stampft wuchtig damit auf den Boden. Aber es hört ihn niemand. Die Ernte braucht jeden Helfer. Der Bauer will sich aufrichten, aufstehen, die Fenster schließen. Er schafft es nicht. Er will nicht hören, was von draußen kommt. Er will nicht.

Er steckt den Kopf unter die Kissen. Es hilft nicht. Er muß zuhören:

„Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich bedecken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht.“

Dann singen die Jungen: „Laß ein Mann mich werden, der durch Kampf und Streit, Lust und Not der Erden dringt zur Ewigkeit.“

„... der durch Kampf und Streit dringt zur Ewigkeit.“ Die Worte stehen im Krankenzimmer. Der Bauer kann ihnen nicht entrinne. Eine Konfirmandenstunde fällt ihm ein. Damals hatte der Pfarrer von einem jungen Mann erzählt, der Daniel hieß. Er war Gefangener am Königshof in Babylon gewesen und hatte dreimal täglich am offenen Fenster zu dem lebendigen Gott gebetet.

Es wird still, ganz still im Krankenzimmer. Auch in den nächsten Tagen. Die Fenster sind weit geöffnet. Die Jungen sind abgefahren. Sie ahnen nichts vom Ringen eines Mannes mit dem lebendigen Gott. Nur die Bäuerin spürt es. Deshalb wundert sie sich nicht, als der Mann nach dem Pfarrer fragt. Und der Pfarrer kommt sofort. Er weiß, daß Gott auch, die Starken zum Raube haben will. Er hat die Hoffnung nicht aufgegeben. Und er weiß, daß Gott die Suchenden und Fragenden findet.

Das Gespräch der beiden gibt die Krankenstube nicht preis. Erst die Ewigkeit wird es offenbaren.

Aber da ist ein Brief. Die Bäuerin hat ihn an den Leiter der Gruppe in der fernen Stadt geschrieben. Tränen haben die Schrift verwischt. Und auch mich hat beim Lesen dieses Briefes ein Wort gepackt. Mit schwerer Hand geschrieben steht es da: Zurückgefunden!

Die Bäuerin schreibt vom seligen Heimgang ihres Mannes, der nach langen Irrwegen zu dem zurückgefunden hat, der nicht will, daß auch nur einer verlorengel. Auf dem Totenbett hatte der Bauer es sagen können: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Nun aber ist Christus auferstanden! Das ist das „Dennoch“ Gottes gegen allen Kleinglauben und alle Zweifel, gegen alle Hoffnungslosigkeit.

Die Dämme des Todes sind zerbrochen. Das ist geschehen aller Vernunft dieser Welt zum

Trotz. Der Stein, der von des Grabes Tür gewälzt wurde, ist wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird. Er zieht seine Kreise immer weiter bis ans Ufer. Alle Gräber des Todes werden davon betroffen.

Deshalb ist der Sieg Jesu Christi ein universaler Sieg. Er ist so umfassend wie die Macht der Sünde und des Todes.

Wir haben die Verworfenheit des Menschen in ihrer ganzen Brutalität erlebt. Wir sind dem Tode tausendfach begegnet. Wir glauben nicht mehr an die Selbsterlösung des Menschen. Wir glauben nicht mehr an ein Paradies auf Erden. Wir glauben allein an den auferstandenen Christus!

VATER, ICH WOLLTE NUR ZU DIR!

Paris ist eine vielbesungene Stadt. Sie hat es den Menschen angetan. Wenig bekannt aber ist, daß in dieser Stadt vor hundert Jahren etwa hunderttausend Deutsche lebten. Sie stammten zum größten Teil aus Hessen und verdienten als Gassenkehrer ihr Brot. Das Ziel, möglichst rasch zu Geld zu kommen, um dann in die Heimat zurückzukehren, ließ sie Armut und bescheidene Verhältnisse vergessen.

Das Lied von Paris, das Menschen in ihrer Not anstimmten, wenn sie zu Pastor von Bodelschwinghs Blockhaus und in seine Holzkirche auf einem Hügel von Paris kamen, ist unbekannt geblieben.

Mit zwei Hessenmädchen, denen Friedrich von Bodelschwingh vom Heiland der Welt erzählte, begann er seine Arbeit; und das Reis wuchs zu einem gewaltigen Baum. Die Not an den Sterbebetten in den großen Hospitälern gab ihm die Worte, mit denen er auf seinen Fahrten durchs Ravensberger Land die Herzen gewann, um die immer neu notwendig werdenden Mittel für den Ausbau dieser Diaspora-Gemeinde zu beschaffen.

Alles, was ihn bewegte, brachte er im Gebet vor Gott. Und was er Gott gesagt hatte, das konnte er dann auch freimütig den Menschen weitersagen. So wuchs eine deutsche evangelische Gemeinde in der Hauptstadt Frankreichs. Dorthin holte der junge Gemeindepfarrer auch seine Pfarrfrau. Sie war und blieb seine beste Helferin, die gemeinsam mit ihm den Menschen das Glauben an Jesus Christus leichter machte.

„Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder!“ Wie oft haben beide gemeinsam darum gebetet. Und seine Wunder haben sie täglich in ihrer Arbeit erfahren. Sie durften erleben, daß der Dienst an Menschen der schönste Lebensinhalt ist. Sie lernten aber auch, auf Gottes Ruf zu hören, auch wenn man meint, unersetzlich zu sein.

Dieser Ruf wies sie in die Gemeinde Dellwig an der Ruhr. Gott, der Herr, dem sie mit ihrer ganzen Kraft und Liebe den Weg bereiten wollten, zeigte den Pastorsleuten, daß er unsere Kraft gar nicht benötigt. Er nahm seine Leute in eine harte Schule. Friedrich von Bodelschwingh sagte von jener Zeit in Dellwig:

„Ich habe gelernt, wie hart Gott sein kann.“

In dreizehn Tagen starben seine vier Kinder.

Jeden, der den Bericht von diesem Sterben liest, kommt die Frage an: Wer kann bei solchen Schlägen noch an Gottes Liebe glauben?

Bodelschwingh hatte neben den vier Gräbern vier Pfähle in die Erde geschlagen und ein Brett darauf genagelt. Auf dieser Bank redete der lebendige Gott mit den Eltern. Sie lernten verstehen: „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, Gedanken des Friedens und nicht des Leides!“ Jeremia 29,11. Diese Gewißheit ließ die Dellwiger Pastorsleute bekennen: „Dennoch bist du auch im Leide, Jesu, meine Freude.“ Diese Gewißheit ließ sie auch „Ja“ sagen zum neuen Ruf Gottes: Nach Bethel!

Es hat viele bedeutende Männer in unserer Volke gegeben. Wenn man aber in das Werk

Friedrich von Bodelschwings in Bethel hineinschaut, kann man nach Wochen und Monaten des Studiums seines sagen: „... in unseren daß mit geknickten Reben du deine Wunder tust!" Wunder Gottes, die dieses „Genie der Liebe" Lebens nur Tagen auf dieser Erde als ein sichtbares Fanal aufrichten durfte. Kranke, epileptische, aufgegebene Menschen, heimatlose Wanderer, in den Asylen mit Verbrechern zusammen lebende junge Menschen, Trinker –• für sie alle fand er Rat und Heimat in der „Stadt der Barmherzigkeit".

Junge Mädchen, junge Männer, die ihr Leben dem Herrn Christus zur Verfügung stellten, fanden im Diakonissen- und Diakonenhaus Ausbildung und Lebensberuf. Moor und Heide wurden erschlossen, um Menschen Selbstvertrauen und Heimat zu geben.

Der Inselpastor von Amrum sandte einen Hilferuf an Pastor von Bodelschwingh, weil Spekulanten jenes Eiland aufkaufen wollten. Bodelschwingh griff den Ruf auf und ließ Hospize bauen, damit Menschen aus den Industriestädten hier Erholung fänden.

Theologie-Kandidaten und Missionare fanden ihre Zurüstung in Bethel.

Bethel, die „Stadt auf dem Berge", die „Stadt der offenen Türen"! Das Herz des Vaters Bodelschwingh, der umgeben war von treuen Freunden und Betern, schlug für diese Welt. In kindlicher Demut ließ er sich von Gott schenken, was er für die 8000 Menschen täglich brauchte.

Der „große Bettler" wurde nicht müde, auch bei Menschen um die vielen kleinen und großen Dinge anzuhalten, die „seine Kinder" brauchten. Die Geber sollten teilhaben am Strom der Liebe. Aber ängstlich hütete er sich vor den großen Gaben der Großen. Das Angebot eines Amerikaners, der durch Bodelschwingh in Verbindung mit dem deutschen Kaiser treten wollte, verfolgte ihn bis in den Schlaf, so daß er ausrief: „Nimm mir die Million wieder ab, nimm mir die Million wieder ab!"

Er wußte, daß die kleinen Liebesgaben aus den Gemeinden eine sicherere Grundlage waren als ein einmaliger Millionenbetrag eines einzelnen Mannes, von dem er wußte, daß er im Grunde für Bethel kein Verständnis hatte.

Friedrich von Bodelschwingh baute für den gewaltigen Zustrom des Elends immer neue Häuser. Aber als sichtbares Herzstück steht mittendrin die Zionskirche, in der den Eintretenden der 126. Psalm grüßt: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden!" Dem Gottesboten ging es im täglichen Gebet darum: Menschen, ob hoch oder niedrig, ob gesund oder krank, vor den Thron Gottes zu bringen, damit auch sie die erfahrene Liebe Gottes bezeugen konnten. Friedrich von Bodelschwingh sprach nicht viel über das Gebet, aber er betete.

Fritz von Bodelschwingh, der als Sohn das Werk des Vaters weiterführte, zeigt uns in seinen Erinnerungen den großen, kindlichen Beter: Wenn die Mutter verreist war, durfte der kleine Fritz beim Vater schlafen. Es war für ihn etwas Großes, den Vater allein für sich haben zu dürfen. So konnte er tief ins Herz des Vaters schauen und spüren, wie er alle Aufgaber. und Menschen in nie rastender Treue auf seinem Herzen trug. Eines Nachts erschrak der Junge. Er war aus tiefem Schlaf aufgewacht und hörte reden. Da wurde ihm etwas Außergewöhnliches zuteil, das er sein Leben lang als kostbarstes Vermächtnis betrachtete. Der Vater betete. Er sprach mit einem Unsichtbaren, als stünde er vor ihm, als sähe er ihn. Er sagte diesem Unsichtbaren kleine und große Dinge, die ihn beschäftigten. Es war, als ob eine große Welle alles an ein Ufer trüge, wo es gut verwahrt vor dem Weggeschwemmtwerden liegen blieb. Damals wurde dem jungen Fritz deutlich, was es heißt: „Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorgt für euch." 1. Petri 5,7. Am Sonntagmorgen kniete der Vater dann vor dem Bett, den kleinen Sohn fest umschlungen. In tiefer Angst vor der Stunde, da er wieder auf der Kanzel stehen würde, betete er: „Herr, gib mir ein kleines Wort für meine arme Gemeinde!" Durch das erbetene Wort konnte er dann die arme Zionsgemeinde so reich machen, daß alle getrost

in die neue Woche gehen konnten mit der festen Gewißheit im Herzen: „Es kann uns nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was uns heilsam ist!"

In einer Predigt erzählte Fritz von Bodelschwingh folgendes Erlebnis aus seiner Kindheit: Sein und seiner Schwester Bett standen im elterlichen Schlafzimmer. Eines Abends wachten die beiden kleinen Leute bald nach dem Einschlafen aus irgendeinem Grunde wieder auf und fingen an zu weinen. Eine furchtbare Angst befiel sie. Es war so dunkel! Sie flüsterten miteinander, machten sich gegenseitig Mut und faßten endlich den Entschluß, aufzustehen und zum Vater ins Wohnzimmer zu gehen. Aber schon beim Überlegen dieses Vorsatzes kam eine schreckliche Verlassenheit über die Kleinen. Zum Vater zu gehen, das bedeutete zunächst einmal, ins Kalte zu steigen. Und in der Finsternis warteten allerlei Gefahren. Da konnte man sich stoßen, konnte hinfallen, man konnte die Tür verfehlen! Alles Dinge, die die kleinen Herzen vor Furcht schneller schlagen ließen. Aber dann war die Sehnsucht, aus all der Angst herauszukommen und beim Vater zu sein, doch größer. Nachdem sie sich durch zwei dunkle Stuben hindurchgetastet hatten, fanden sie die Tür zum Wohnzimmer. Und als die Tür sich öffnete, fiel aus der warmen Stube ein heller Schein in die Dunkelheit und auf die kleinen Gestalten in ihren weißen Nachthemden.

Da war es um den kleinen Mann geschehen. Er sah die ausgestreckte Hand des Vaters. Er lief hin zum Vater und barg seinen kleinen Kopf in dessen Schoß. Während die starke Hand über den Kopf des Sohnes strich, fragte die gute, ach so vertraute Stimme des Vaters: „Was wolltest du denn, mein kleiner Mann?"

Da brachte er unter Tränen heraus: „Vater, ich wollte ja nur zu dir!"

Was heißt beten?

Beten heißt:

sich aus der Angst der Welt aufmachen und zum Vater gehen.

Beten heißt:

mitten durch Kälte und Finsternis hindurchwandern und zum Vater gehen.

Beten heißt:

sehen, wie die Tür sich öffnet, aus der das ewige Licht auf unsere arme, zitternde Gestalt fällt.

Beten heißt:

sein Haupt neigen, so daß die Hand des Vaters, die gute, starke Hand, sich darauf legen kann: „Kind, was wolltest du?"

„Vater, ich wollte nur zu dir!"

Es BEGANN AM STAUWEHR!

Wir waren drei, der Willi, der Ernst-Albrecht und ich. Anfänglich hatten wir uns

„zusammengerauft", aber dann kam ein Tag, den keiner von uns wieder vergaß!

Nicht weit vom Heimatdorf entfernt lag ein Stauwehr. Das bot uns Jungen reiche Gelegenheit zu abenteuerlichem Spiel. Wenn es im Sommer sehr heiß war, verabredeten wir uns nach den Schulaufgaben an unserem Wehr. Da trieb es dann einer immer toller als der andere. Wir vergaßen jede Vorsicht, jeder wollte der mutigste sein.

Da passierte es, daß Ernst-Albrecht vor unseren Augen in einen Strudel geriet und versank.

Wie wir beiden anderen ihn herausgeholt hatten, das wußten wir nachher selbst nicht mehr.

Unsere Angst war grenzenlos, und wir kannten nur einen Gedanken: Ernst-Albrecht muß gerettet werden, er darf nicht sterben!

Er hatte doch nicht mehr Schuld als wir an diesem Unglück. Wie sollten wir den Eltern unter die Augen treten ohne ihren Jungen? Es gelang! Wir machten nicht viele Worte. Das „Gott sei

Dank" aber kam aus tiefstem Herzensgrund.

Ob wir sofort daheim berichteten? Ich weiß es nicht mehr. Nur, daß wir fortan wie Pech und Schwefel zusammenhielten! Unsere Freundschaft galt als vorbildlich.

Kurze Zeit darauf erhielt einer von uns eine Einladung in das evangelische Jugendheim Benneckenstein im Harz. Allein wollte er nicht hin. So fuhren wir in den großen Ferien zu dritt. Wir hielten auch in der großen Jungengemeinschaft treu zusammen. Die Freizeit bot viele Erlebnisse, die ein Jungenherz begeistern. Am schönsten waren die Spiele in den Wäldern, die Nachtwanderung und das Nachtlager in Heu und Stroh. Aber da waren noch die Bibelarbeiten, die Pastor Paul Humburg an jedem Morgen mit uns hielt! Die Herzen waren offen, als er uns eines Morgens zur „Übergabe" an Jesus Christus aufforderte.

In dem Augenblick stand plötzlich jeder von uns allein vor Gott. Da spürten wir: Jetzt konnten wir uns nicht gegenseitig retten wie damals am Wehr. Jeder war persönlich gefragt und hatte persönlich zu antworten.

Pastor Humburg wies uns den Weg: „Heute Abend, wenn du dich in der Scheune schlafen legst, dann nimm im Geiste ein Blatt weißes Papier und schreibe oben: Benneckenstein, den ... und unten deinen Namen. Alles, was dazwischenliegt, das überlasse Ihm!"

Wir sahen uns an und wußten es ohne Worte: Diesem Jesus Christus konnten wir drei unser Leben anvertrauen! Nun begann eine Freundschaft, in der Einer der Führer war. Die Schulzeit lag eines Tages hinter uns. Jeder ging seinen Weg, mit den anderen nur noch verbunden durch den gemeinsamen Herrn!

Willi zog als Pastor und Lehrer nach Brasilien. Er betreute eine deutsche evangelische Gemeinde dort. Viele tausend Kilometer legte er auf seinen einsamen Ritten von Farm zu Farm zurück. Er taufte, unterrichtete, traute und bestattete. Das harte Leben verzehrte seine Kraft. Er verließ als erster unsere kleine Bruderschaft.

Ernst-Albrecht wurde Pastor in der Soester Börde. So manches Ferienlager führten wir gemeinsam durch und versuchten, Jungen auf den Weg zu Jesus Christus zu führen. Wir hatten den „Lebensretter-Dienst" nicht vergessen, den uns Pastor Humburg in unserer Jugend erwiesen hatte.

Dann kam der zweite Weltkrieg, und eines Tages galt Ernst-Albrecht als vermißt. Seine Frau wartete viele Jahre, bis sie die Nachricht erhielt, daß man ihren Mann beim Umbetten auf einem Soldatenfriedhof am Gardasee gefunden habe.

Der dritte durfte jene Übergabe auf dem Benneckenstein in schweren Stunden und Tagen seines Lebens besiegeln. Er konnte es weitersagen an verzagte und verzweifelte Menschen: Siehe, um Trost war mir sehr bange.

Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück! Jesaja 38,17 Eine Freundschaft fürs Leben?

Gott hatte sie begonnen durch ein Jugenderlebnis, er hat sie vertieft durch die gemeinsame „Übergabe" und er hat sie besiegelt durch das Zeugnis im Leben und Sterben der beiden Freunde.

Gott mag schenken, daß sie hineinreicht in seine Ewigkeit!

DIE BROCKE ZUM ANDEREN UFER

An dem gleichen Tage, da er mit kräftigen Schreien den Weg über diese Erde begann, traf seinen Vater die tödliche Kugel. Sie legten ihn in die gefrorene Erde, wie sie daheim den Neugeborenen, den man Christian hieß, in die Wiege betteten. Es war am 24. Dezember 1914.

Wer ermißt die Not eines einsamen Menschen? Christians Mutter ging durch die Kriegsjahre als eine immer wartende Frau. Sie hoffte darauf, daß der Gefallene aller Wirklichkeit zum Trotz einmal wieder vor ihr stehen würde. Vor ihr und dem Kind. Und jedesmal, wenn es Weihnachten wurde, ging sie dem Fest entgegen wie einem Freund, den man ernst, aber freundlich grüßt.

In jenen Tagen geschah es wohl immer wieder, daß sie abends mit Christian am Fenster stand und seine hellen Augen auf die ungezählte Schar der Sterne lenkte. Wie das funkelte und glitzerte am Weihnachtshimmel! Und kaum weniger hell erstrahlten die Bilder, die die Mutter dann aus dem Leben des Vaters zurückholte, um sie an das Kind weiterzugeben. So formte sie die Gestalt des gefallenen Mannes und wartete. Der Krieg ging zu Ende. Die Not kam über das Land, aber die Toten kehrten nicht zurück. Wieviel Hoffnung zerfiel in dieser dunkelsten Zeit. Christian war wenig älter als vier Jahre, als ihn die Großmutter zu sich nahm in ihr Häuschen vor der Stadt. „Nun sind sie beide im Himmel, der Vater und die Mutter. Wie groß wird dort die Freude sein.“ Kaum merklich zitterten die Hände der alten Frau, als sie das

Was mit hingebender Liebe in ein werdendes Leben gesät ist, wird zur Frucht reifen, wenn seine Zeit kommt. Wenn Christian seinen Vater auch nie gesehen hatte, so hatten die Erzählungen der Mutter dennoch ein unantastbares Bild in ihm erstehen lassen. Und was die Erinnerung nicht zu heben vermochte, das ergänzte die Phantasie seines kindlichen Herzens. Sein Vater war ihm alles.

Bis dann mit zunehmendem Alter ein größeres Sehnen wach wurde und damit ein stärkeres Fragen. Warum gehen andere Söhne an der Seite des Vaters daher, warum kann ich mit dem meinen nur in Gedanken leben und sein?

Wohl jedem fragenden Jungen, den verstehende Hände führen und leiten. Die Großmutter konnte das. Sie tat es mit dem Geschick jener seltenen Menschen, die völlig im Gegenwärtigen stehen, obwohl sie aus ferner Vergangenheit sind. So kam es, daß Christian nach zwölf Jahren, die trotz seiner Sehnsucht glückliche waren, am Grab der geliebten alten Frau zutiefst begriff, wieviel er in dieser Stunde verlor.

Christian zog bis zum Abschluß der Schulzeit in das Haus entfernter Verwandter. Für den Primaner begann eine drückende Zeit. Der Hausherr regierte. Wenn er beim Frühstück seine Anordnungen traf, war es jedesmal, als rede er in ein offenes Grab. Das Echo war Schweigen. Jedes Geschehen wurde ins Licht seiner Belehrung gerückt. Fiel ein Löffel zur Erde, wurde gelehrt, wie man die Dinge fester in die Hand nehmen müsse. Kam jemand zu spät, folgte eine Unterweisung, daß man leicht im Leben den Anschluß verlieren könne. Wagte einer zu reden, wurde ausführlich daran erinnert, daß jede Rede mit Salz zu würzen sei.

Unerträglich aber ging es Weihnachten zu. Die Belehrung, ein Geschenk eigentlich nicht verdient zu haben, stand von vornherein fest. Wenn dann aber gefordert wurde, die Weihnachtslieder mit richtiger Anwendung des Atems zu singen, war auch der letzte Rest der vorhandenen Freude dahin. So trat ein, was nicht ausbleiben konnte: Christian haderte mit seinem Geschick. Gott starb ihm in einer Stunde, wo die Menschen sangen, daß er auch auf der Erde geboren sei.

Gott hat seinen Plan mit jedem Menschen. Er mag diesen Plan zerstören oder verwerfen, Gott bleibt die ewig suchende Liebe.

Seit zwei Jahren wohnte Christian allein. Er besuchte die Hochschule und wollte Arzt werden. Er tat seine Arbeit, und niemand hörte eine Klage aus seinem Mund. Keiner wußte, wie vereinsamt er war.

Gottes Augen aber sehen die, die einsam sind. Und denen, die sich aus oft verborgenen Gründen von ihm gewandt haben, zeigt er immer wieder eine offene Tür.

Christian saß in seinem einfachen Studentenzimmer. Auf dem Tisch ausgebreitet lagen Bilder, Briefe und Bücher. Er war es von früh auf gewohnt, daß er sich mit den Menschen, die ihm die liebsten waren, nur in Gedanken beschäftigen konnte. Es war selbstverständlich, daß er das auch heute so hielt.

Da wurde es draußen auf dem Treppenflur lebendig. Kinder kamen eilig aus irgendeiner Tür gestürzt. Sie hockten sich auf den Stufen nieder und summten ein Weihnachtslied.

Und dann steht Christian plötzlich neben ihnen. Die Kinder kennen ihn.

„Pst“, machen sie, „dort drinnen ist der Weihnachtsmann!“ „Soso“, meint Christian, „da freut ihr euch wohl?“ „Natürlich“, zischeln sie. „Heute ist doch der Heiland geboren. Und morgen ist auch noch Weihnachten. Und jetzt ist überhaupt alle Tage Weihnachten!“

Sie bringen es mit feurigen Augen und glühenden Wangen heraus. Wie eine Wahrheit, die niemand umstoßen kann. Audi der Student nicht, der etwas hilflos vor solcher Begeisterung steht.

„Das ist recht von euch“, sagt er, und findet seine Worte ein wenig dumm. Dann kehrt er in sein Zimmer zurück. Wie einfach sind diese Kinder, denkt Christian. Und wie echt ist doch alles, was einfach ist.

Wie laut sind oft die Nächte, die wir heilige nennen. Wundern wir uns, wenn im festlichen Trubel der Anruf Gottes untergeht? In dem einfachen Zimmer des jungen Studenten brannte kein Tannenbaum. Es fehlte der Gabentisch und der feine Geruch von Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen. Niemand war da, der mit fröhlichen Händen die Tasten eines Flügels berührte, keiner, der das Wunder der Weihnacht in guten Liedern besang. Es war eine stille Nacht. So still wie damals, als die Hirten den Lobgesang der himmlischen Heerscharen vernahmen. Und doch geschah das Größte, was je auf dieser Erde geschehen kann: Ein Mensch fand den Glauben, den Gott, der für ihn geboren und gestorben war.

Weihnachten wurde für Christian die Brücke zum andern Ufer, der Weg aus der Dunkelheit zum Licht, die Wende vom Alten zum Neuen. Er wurde froh in der Gewißheit, daß er über diese Brücke täglich gehen durfte. Denn er begriff die letzte Bedeutung der Worte „Euch ist heute der Heiland geboren ...“: Weihnachten ist alle Tage.

Dies ist die wahre Geschichte meines Kameraden C. F., der schon in der Ewigkeit ist.

Unter furchtbaren Erlebnissen verdunkelt sich uns Gott. Immer ist er es, der gibt und nimmt, der schenkt und fordert. Er weiß, warum er uns Schweres auferlegen muß. Er weiß, warum seine Gemeinde kein Machtblock in der Welt, sondern ein armseliges Häuflein auf Erden ist. Menschliches Denken, Schaffen und Planen hat völlig bankrott gemacht. Auf Golgatha fiel das Urteil darüber. Aber gerade hier zeigt sich Gottes Liebe! Unter diesem Kreuz bekommen wir das rechte Augenmaß, um Wert und Unwert aller Dinge sicher beurteilen zu können. Alles, was wir erleben, dürfen wir im Lichte der heiligen Schrift ansehen, als ein Lernen in der Schule Gottes.

„HANS, DEIN WEG GEHT WEITER . .

Ich hatte den Termin im Drang anderer Verpflichtungen einfach vergessen. Wie es hatte passieren können, daß ich morgens am Schreibtisch Termine und Vorhaben nicht kontrollierte, weiß ich nicht mehr.

Als ich dann zum Mittagessen nach Hause kam, hörte ich, daß Hans vom Bahnhof aus angerufen habe. Er saß im Wartesaal, und er mußte furchtbar enttäuscht sein.

Wie hatte ich das nur vergessen können? Hans war heute nach dreieinhalbjähriger Haft

entlassen worden. Ich hatte fest versprochen, ihn mit dem Wagen abzuholen. Dann wollten wir sehen, wie sein Weg weitergehen sollte.

Und nun hatte ich ihn vergeblich warten lassen!

Hans und ich kannten uns schon lange. Zwei Jahre waren wir zusammen auf der Schule gewesen und hatten manches Schwere, aber auch viel Schönes miteinander erlebt. Wir andern hatten damals heimlich zu ihm emporgeschaut; denn sein Wissen überragte das unsre bei weitem, und er besaß die Gabe, junge Menschen zu fesseln und zu führen.

Dann hatte, für uns alle unfassbar, Hans vor dem Richter gestanden und die Tore des Gefängnisses hatten sich hinter ihm geschlossen. Was sollte nun aus diesem begabten Menschen werden?

Das alles ging mir durch den Kopf, als ich meinen Wagen durch den dichten Straßenverkehr zum Bahnhof lenkte. Ich hatte Angst, daß Hans in irgendeinen Zug gestiegen und davon gefahren sein könnte, weil er in unserer Stadt ohnehin nicht bleiben wollte. Er hatte mir das bei meinen Besuchen wiederholt zu verstehen gegeben. Aber darüber mußte man reden. Mit ihm reden konnte ich aber nur, wenn er überhaupt noch da war.

Nach dem üblichen Suchen, das mir diesmal unendlich lang erschien, fand ich endlich eine Parklücke. Dann rannte ich über den Bahnhofsvorplatz und stürmte in den Wartesaal; aber da war er nicht. Tiefe Traurigkeit überfiel mich. Dann besann ich mich darauf, daß es noch einen zweiten Warteraum gab. Und richtig, da entdeckte ich ihn!

Freudig eilte ich auf ihn zu. In seinem Anzug, den er nun jahrelang nicht getragen hatte, sah er aus wie einer, der aus einem fremden Land kommt. Er sah sehr bleich aus. Ich gab ihm die Hand.

„Also doch nicht vergessen und abgeschrieben?“ fragte er nur, als er den Händedruck erwiderte. Es sollte kein Vorwurf sein, und doch empfand ich ihn als solchen. Er hatte ja nur zu recht. Seit der Urteilsverkündung vor dreieinhalb Jahren war dieser Tag von ihm sehnlichst erwartet worden. Er mochte die Monate, die Wochen, und zuletzt die Stunden und Minuten gezählt haben. In den kurzen Sommernächten und den langen Winterabenden mußten seine Gedanken zu diesem Tag vorausgeeilt sein.

Nun war er endlich gekommen. Mit seinem kleinen Koffer hatte er vor dem großen eisernen Tor gestanden. Er hatte nur auf den Wagen zugehen und dann in ein neues Leben hineinfahren wollen.

Dann war ich nicht dagewesen! Ich hätte vom Stuhl sinken mögen vor Scham. Was mochte er gedacht haben auf dem Weg von der Strafanstalt bis hierher? In den Stunden, in denen er vergebens nach mir ausgeschaut hatte? Welche Pläne mochten ihm in den Sinn gekommen sein!

Er hatte sich in den letzten beiden Jahren, in denen ich ihn monatlich einmal besuchen durfte, so an mich angeschlossen, daß ich ihm hatte helfen dürfen, den Weg des verirrtten Sohnes zum Vater zurückzugehen. Es waren schwere Wochen gewesen, als er mit der Frage gerungen hatte, ob der Vater ihm wirklich vergeben würde. Bis er es dann endlich fassen konnte:

Es quillt für mich, dies teure Blut,

das glaub' und fasse ich.

Es macht auch meinen Schaden gut,

denn Christus starb für mich!

In jenen Stunden hatte er auch an die Zukunft und an einen neuen Anfang denken können.

Hier im Wartesaal aber war es anders. Ich beobachtete, wie Hans seinen Blick durch den Raum gleiten ließ, und ich wußte, daß er sich fürchtete.

„Halt!“ sagte ich deshalb. „Daheim warten sie mit dem Essen auf uns. Komm!“

Zu Hause gab es einen herzlichen Empfang. Die Kinder wurden schnell zutraulich und sprachen den Gast an. Das tat ihm gut. Nach dem Dankgebet wurden Pläne für den Tag gemacht. Es galt als ausgemacht, daß Hans bei uns übernachten würde. Er konnte das nicht ausschlagen. So blieb er einige Tage.

Diese Zeit war für uns alle ein Geschenk. Für mich, weil ich sehen durfte, daß er wirklich ein Herausgerufener war. Und für ihn, weil er nach der Kälte der zurückliegenden Jahre zum ersten Mal etwas von der Wärme der Bruderschaft spüren durfte.

Inzwischen hatten Freunde eine Stellung bei der Herrnhuter Brüdergemeine für ihn besorgt. Dort fuhr er von uns aus hin.

Der Abschied fiel uns allen schwer.

Vor der Abfahrt saßen wir noch einmal zusammen und überschauten den Weg. Das eine wurde uns dabei ganz deutlich: Gott der Herr hat für uns die Tür zum Vaterhaus freigehalten. Wir brauchen nur den Weg zu gehen, den Christus für uns geebnet hat. Und darum gibt es, wenn Gott einen neuen Anfang schenkt, kein Stehenbleiben.

„Hans, dein Weg geht weiter!“

Einmal noch habe ich Hans wiedergesehen. Durch die Vermittlung der Herrnhuter Brüdergemeine hatte er eine verantwortliche Stellung in Wien erhalten. Während des Krieges trafen wir uns zwischen zwei Zügen an dem Ort seines neuen Wirkens. Es blieben uns nur ein paar Stunden. Und wieder sprachen wir von dem Weg, der für jeden einzelnen weiterging; für mich in den Schwierigkeiten der Kriegszeit und für ihn in seiner neuen Tätigkeit. Wir spürten den tiefen Ernst der Stunde. Zum Abschied falteten wir die Hände und beteten: „Du weißt den Weg für mich, das ist genug!“

Das war unsere letzte Begegnung.

Später hörte ich, daß Hans unter den Trümmern seines Hauses begraben worden sei.

Die Boten Gottes verkündigen das Heil.

Heil bedeutet das Hereinbrechen einer neuen Macht; der Herrschaft des Sohnes Gottes, des Heilandes. Es bedeutet den Beginn einer unerhörten Liebesverbindung zwischen Gott und Mensch.

Der Heiland ist der einzige Freund, der meiner nie überdrüssig wird. Bei allen Menschen, auch bei denen, die am meisten Geduld mit mir haben, kommt einmal ein Punkt, wo sie meiner überdrüssig werden. Ihre Kraft, mich zu tragen, erreicht einmal ihre Grenze. Und zwar gerade dann, wenn ich ihre Hilfe am nötigsten hätte, wenn ich so tief gefallen bin, daß ich ihre Liebe wirklich nicht mehr verdiene.

Es gibt nur einen Freund, der meiner nie müde wird. Auch dann nicht, wenn ich selber meiner überdrüssig bin. Er ist auch der Jünger nicht müde geworden, als sie davonliefen, da sie hätten Mannestreue zeigen sollen und es von ihnen heißt: „sie verließen ihn alle und flohen.“ Er ist ihrer auch nicht überdrüssig geworden, als sie in der einzigen Nacht, da sie ihm zuliebe hätten wachen sollen, einschliefen.

Es gibt nur einen, der uns auch nach einem solchen Verhalten nicht aufgibt, auch dann nicht, wenn wir nichts anderes mehr tun können als Petrus: in die Nacht hinausgehen und weinen. Er ist der einzige, zu dem wir immer und in jeder Lage kommen dürfen. Der einzige, bei dem wir sogleich und ohne Umstände vorgelassen werden.

Es gibt nur einen, bei dem wir nicht hinausgestoßen werden. Auch dann nicht, wenn wir wie der ängstliche Nikodemus mitten in der Nacht kommen. Es gibt nur einen, der wahrhaftig von sich sagen kann: „Ich will dich nicht hinausstoßen.“ - Das ist der Heiland, das Heil der Welt.

DER VERLORENE AKKORD

Drei Einladungen zu Hochzeitsfeiern war ich schon gefolgt. Nun sollte diese die letzte sein. Ich wollte mich nicht mehr lange aufhalten, denn der nächste Tag war ein Sonntag, und ich hatte zu predigen.

Ich klingelte mehrmals. Drinnen schien es fröhlich herzzugehen. Man hatte die Klingel entweder überhört oder zur Vermeidung unliebsamer Störungen am heutigen Festtag überhaupt abgestellt. Da klopfte ich ans Fenster.

Nun war man auf mich aufmerksam geworden. Im Hausflur wurde Licht gemacht, die Tür ging auf, und der späte Gast wurde empfangen.

„Das ist aber nett, daß Sie Wort gehalten haben, Herr Pfarrer. Wir hatten schon fast nicht mehr geglaubt, daß Sie noch kommen würden.“

Man hatte der Einfachheit halber die Wohnzimmertür ausgehängt. So gab es mehr Platz. Und alle konnten sofort hören, wer nun noch als Hochzeitsgast kam. Mir konnte aber nicht entgehen, wie drüben jemand ziemlich laut sagte:

„Mensch, nimm die Pulle vom Tisch, der Pfarrer kommt!“ Das war gerade das, was ich am wenigsten ausstehen konnte: Scheinheiligkeit. Da sitzen sie dann alle brav um den Tisch und hören scheinbar interessiert dem Pfarrer zu. Im stillen aber hoffen sie, daß er möglichst schnell verschwinden möge. Dann kann man wieder den Musikschränk mit der schrägen Musik anstellen und fühlt sich überhaupt viel freier.

Ich wollte aber auch kein Störenfried sein. Deshalb trat ich schnell ins Zimmer und sagte, bevor ich noch Hauseltern und Brautleute begrüßt hatte: „Nein, das tut ihr nicht. Ihr sollt meinetwegen kein Theater spielen!“

Erstaunte Gesichter und betretenes Schweigen. Dann meldet sich eine tapfere Stimme: „Der Pfarrer hat recht. Laß es so, wie es ist. Der Pfarrer setzt sich auch so zu uns.“

Ich nickte. Damit war die peinliche Situation gerettet.

Beide Zimmer waren gedrängt voll; in dem einen die Frauen, in dem andern die Männer. Das Essen war vorbei und man hatte abgeräumt. Den Männern war es warm geworden. Sie hatten die Jacken über die Stuhllehnen gehängt und die Kragen geöffnet. Man rauchte und trank.

Vom Fußballspiel war man bereits zum Dorfklatsch übergegangen. Jetzt aber hatte man den Pfarrer am Tisch, was sollte man da reden? Kürzlich noch hatten sie in der Frühstückspause oder auf dem Heimweg mit den andern gelästert und gespottet. Da hatten sie Worte gefunden! Aber jetzt war das anders. Das konnte man ihm doch nicht gut sagen.

Manchmal hatten sie den Spöttern vielleicht sogar entgegengetreten wollen. Wenn sie an früher oder an zu Hause gedacht hatten. Aber es waren so viele. Da schwieg man lieber oder lachte mit.

Der eine, der vorhin das offene Wort gesprochen hatte, fand auch jetzt den rechten Anfang.

Ich hörte später, daß er der Pate des Bräutigams war. Er war gekommen, weil - wie er sagte - das doch noch zu seinem übernommenen Patenamte gehöre.

Er fragte mich nach der Traupredigt. Er hätte den Anfang leider versäumt und wäre mitten hinein gekommen.

Als Einleitung hatte ich von jenem Campanile auf dem Markusplatz in Venedig gesprochen, der vor Jahrzehnten plötzlich in sich zusammengefallen war. Damals wurden von den Baufachleuten verschiedene Untersuchungen angestellt. Man

40

wollte wissen, wie es dazu hatte kommen können, daß das einstige Wahrzeichen der alten Lagunenstadt plötzlich in sich zusammengesunken war. Man fand zunächst keine Erklärung, da der Turm keine Risse aufgewiesen hatte noch eine Seitenneigung zu beobachten gewesen war. Schließlich stellte sich heraus, daß das Fundament nicht genügend Festigkeit besessen hatte.

Als die Stadt erbaut worden war, hatte man Tausende von Baumstämmen in die Lagune getrieben. Im Lauf der Zeit aber hatte der Boden nachgegeben; daher der Zusammenbruch. Dann hatte ich das Brautpaar darauf hingewiesen, daß auch sie in dieser Stunde ein Fundament legten. Und wenn diese Grundmauer alle Belastungen ihres gemeinsamen Lebens aushalten sollte, dann gab es keine Wahl: dann konnte es nur Jesus Christus sein. Wenn ein Brautpaar seine Ehe auf ihm aufbaut, dann gibt es keinen Zusammenbruch. Und eindringlich hatte ich sie darauf hingewiesen: Jetzt, in dieser Stunde, könnt ihr ihn darum bitten, könnt ihr es ihm geloben. Nun merkte ich, daß dieses Wort die Herzen der Hörer getroffen hatte. Bei den Frauen wurde darüber gesprochen. Eine war darunter - das erfuhr ich aber erst später - die hatte schon vor Jahren in einer ähnlichen Stunde den persönlichen Anruf des Evangeliums erlebt. Und dann war doch alles so ganz anders gekommen. Wie schnell kann der Weg eines Menschen wieder von Gott wegführen. An diesem Tag hatte sie erneut Gottes Pfeil getroffen. Und Menschen, denen Gottes Pfeile im Herzen stecken, werden unruhige Leute. ja, es sollte einem wirklich schon am Anfang alles gesagt werden", sagte die Großmutter, „dann fängt man schon in frühester Jugend an, nach Gott zu fragen!" - Beklommenes Schweigen in der Runde.

Irgendwo hatte ich von einer Frau gelesen, die in der Dämmerung am Harmonium saß und die Finger über die Tasten gleiten ließ. Sie fand einen Akkord, in ein paar Takten Musik einen Zusammenklang, der ihr ganzes Wesen auszudrücken schien. Da wurde sie durch häusliche Pflichten abgerufen. Als sie an das Instrument zurückkehrte, suchte sie erneut nach diesem wunderbaren Zusammenklang, aber sie fand ihn nicht mehr.

Daran mußte ich denken, als ich in die Runde schaute. Die Männer hatten ausgetrunken, aber die Gläser waren nicht nachgefüllt worden. Die Flasche stand einsam auf dem Tisch: Menschen, die den verlorenen Akkord suchten!

Durfte ich hier schweigen? Der Plattenspieler war längst abgestellt. Da erzählte ich von jenem Mann des alten Bundes, der seinem Volk den zerfallenen Altar wiederaufgebaut hatte, damit die Menschen zu Gott beten konnten.

„Baut doch den zerfallenen Altar wieder auf! Sucht doch von neuem nach dem verlorenen Akkord, der Frieden mit Gott heißt!"

Keiner fragte mehr nach der Zeit. Es wollte mich auch keiner fortlassen. So erzählte ich der ganzen Hochzeitsgesellschaft von jungen und alten Menschen, die Gottes Stimme gehört hatten und ihr gefolgt waren.

Später haben sie gesagt: „Es war die schönste Hochzeit, die wir je mitgemacht haben!"

Bevor ich nach Hause ging, schloß ich sie alle ein in den Segenswunsch des Paulus:

„Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserm Herrn!"

Martin Luther berichtet die Legende von dem Satan, der am Weihnachtsabend durch sämtliche Gottesdienste gegangen sei und jeden Kirchgänger, der nicht vor Freude auf den Knien lag, mit einem Knüttel aufs Maul geschlagen habe:

"Unter uns Teufeln wäre eitel Jauchzen gewesen, hätte der Gottessohn uns besucht!"

BANN DER VERGANGENHEIT

Eigentlich war die Sprechstunde längst vorüber. Ich saß am Schreibtisch, und meine Gedanken weilten noch bei den Menschen, die mir in den letzten Stunden gegenübergesessen hatten.

Da ging noch einmal die Tür. Herein trat einer, dem die Verzweiflung auf dem Gesicht

geschrieben stand. Als er auf dem Stuhl Platz genommen hatte, auf dem auch die andern gegessen hatten, brach es aus ihm heraus:

Vor Jahren hatte er ein schweres Unrecht verübt, und seitdem ging ihm alles schief. Er mochte anpacken, was er wollte, nichts geriet ihm mehr. Die Unruhe trieb ihn um bei Tag und Nacht. Frau und Kinder waren ihm ferne gerückt, Arbeitskollegen und Freunde hatten sich von ihm abgewendet. Das hatte er einfach nicht länger aushalten können.

„Es liegt ein Bann auf mir!“ stöhnte er.

Wir sprachen lange miteinander. Schließlich versuchte ich, seinen Blick von sich selber weg auf den Erlöser von Sünde, Tod und Teufel zu lenken. Er wollte sich auch gerne helfen lassen, nur über eins kam er nicht hinweg, es klang immer wieder durch:

„Was gewesen ist, das kann man doch nicht ungeschehen machen!“

Da erzählte ich ihm die Geschichte, die Pastor Frommel einmal in eine Grabrede eingeflochten hatte:

Ein frommer Nagelschmied hatte einen Sohn, der ihm viel Kummer und Herzeleid bereitete. Jedesmal, wenn er von einem neuen Unrecht hörte, das der Sohn begangen hatte, nahm er einen Nagel und schlug ihn in die Tür. Da reihte sich ein Nagel an den andern, bis die Tür fast ganz damit bedeckt war. Davon hörte der Sohn in der Fremde, und diese Nachricht wurde ihm Anstoß zur inneren Umkehr. In einem Brief bat er den Vater um Verzeihung. Da zog der Vater den ersten Nagel heraus. Und jedesmal, wenn er nun etwas Gutes über seinen Sohn hörte, entfernte er einen weiteren.

Eines Tages kehrte der Sohn als rechtschaffener, braver Mann nach Hause zurück. Er wurde die Freude seines alten Vaters und tat, was er ihm nur an den Augen ablesen konnte. Dabei verschwand auch der letzte Nagel aus dem Holz. Und der Vater führte seinen Sohn voll Freude an die Tür, die Zeuge seines Kummers gewesen war.

„Ja, Vater“, sagte der Sohn, „die Nägel sind heraus; aber -“ und dabei zuckte es um seinen Mund - „die Löcher in der Tür sind geblieben.“

Da konnte es der Vater seinem Sohn mit Freuden bezeugen, daß es Einen gibt, der diese Löcher schließen kann. Und er sagte ihm das Wort des Herrn Jesus Christus:

„Ich bin gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“

Er wies ihn hin auf den Mörder am Kreuz, dem der Sohn Gottes alle Wunden seines Lebens geheilt hatte mit den Worten: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Der Mann vor mir hatte verstanden und nahm die Hilfe dankbar an. Aber ich mußte ihm noch ein zweites sagen: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade!“

Der Mensch hat die Wahl zwischen zwei Wegen: er kann sein Leben aus eigener Kraft zu meistern versuchen und wird dann in den Stunden der Gefahr ohne Hilfe sein; oder er kann es im Glauben an den Felsengrund Jesus Christus verankern. Wenn dann die Stürme des Lebens ihn umzuwerfen drohen, wird er gehalten werden.

Einer unserer Professoren hatte diesen Gegensatz durch ein Erlebnis an den Niagara-Fällen deutlich gemacht:

Oberhalb dieses Wasserfalles finden wir die stärksten Stromschnellen, die uns bekannt sind. Sie reißen alles mit sich fort, was sich ihnen entgegenstellen will. Tosend stürzen die Wasser in die Tiefe.

Dem Beschauer am Ufer drängen sich zwei eigenartig gegensätzliche Bilder auf. Da sind die kleinen Motorboote, die die ganze Kraft ihres Motors aufbieten müssen, um sich oberhalb der Sicherheitsgrenze gegen die Strömung zu behaupten. Mitten im Strom aber ragt still und unbewegt ein Fels aus den Wellen empor. Er braucht sich nicht anzustrengen, um den Wellen

zu trotzen; denn er wird getragen von einem Grund, der tiefer ist als der Strom. Die Wellen, die an ihm emporschlagen, können ihn nicht mit sich fortreißen.

Die Motorboote auf der einen und der unbewegte Felsen auf der andern Seite, das sind die beiden Wege, zwischen denen unser Herz wählen muß.

Matthias Claudius sagt einmal:

Etwas Festes muß der Mensch haben!

Und er meint damit den Glaubensgrund, von dem Ernst Moritz Arndt singt:

Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht, wenn alles hier im Staube wie Sand und Staub verweht.

Ich weiß, was ewig bleibt, wo alles wankt und fällt, wo Wahn die Weisen treibet und Trug die Klugen

prellt.

Ich weiß, was ewig dauert, ich weiß, was nimmer läßt. Mit Diamanten mauert mies Gott im Herzen fest. Ja, recht mit Edelsteinen von allerbesten Art

hat Gott, der Herr, den Seinen des Herzens Burg ver-

wahrt. Es ist das Licht der Höhe, es ist der Jesus Christ,

der Fels, auf dem ich stehe, der diamanten ist.

Der nimmermehr kann wanken, der Heiland und der

Hort, die Leuchte der Gedanken, die leuchten hier und dort.

Dieser Fels Jesus Christus, auf dem der Mensch im Glauben sein Leben bauen darf, das ist

das unerhörte Ge. schenk, das unserem verpfuschten Dasein die große Wende bringt. Es

schließt die Kraft in sich ein, mit allem noch einmal von vorn anzufangen!

„SIND SIE REISENDER?“

Der Arzt hatte schon des öfteren gesagt, daß ich einmal ausspannen müßte. Doch es hatte sich nirgends eine Lücke im Terminkalender gefunden.

Nun, da es Herbst geworden war, schrieb mein alter Freund Hermann. Wir hatten manches Schwere gemeinsam erlebt und getragen. Er wohnte in Ostfriesland und war einsam. In diese ländliche Stille lud er mich nun ein, mich ein paar Tage bei ihm zu erholen. Ich verstand diesen Fingerzeig Gottes und nahm an. Bis zum nächsten Tag war alles geordnet, und mein kleiner Wagen stand zur Abfahrt bereit.

Als ich mich erst einmal gelöst hatte, konnte ich es kaum erwarten, bis die Fahrt durch das herbstliche Land begann. Am Teutoburger Wald wollte ich entlang und dann auf einem einsamen Weg durchs Moor an die Kanalstraße, um schließlich über Lingen mein Ziel zu erreichen.

Die Paderborner Berge lagen im Nebel, und der Regen schlug gegen die Windschutzscheibe. Aber dann brach die Sonne durch, und es wurde ein herrliches Fahren. Die Burgen grüßten von den Bergen, und die Laubwälder leuchteten in allen Farben zwischen Gelb und dunklem Rot.

Ich freute mich auf das gemeinsame Wandern mit Hermann; gemeinsam würden wir über Wiesen und Felder streifen. Und dann die Abende! Da kamen die Nachbarn aus den strohgedeckten Gehöften, und es konnte wohl weit nach Mitternacht werden, wenn wir Männer ins Erzählen kamen.

Doch halt, da stand einer am Straßenrand und winkte. Ich

hatte gerade Burgsteinfurt durchfahren, und es dämmerte bereits. Sollte ich anhalten und ihn mitnehmen? Jetzt mußte ich bald auf die schmale Straße durch das Moor einbiegen. Instinktiv hatte ich auf die Bremse getreten. Der Wagen stand. Ich kurbele die Scheibe herunter und

höre den anderen erklären:

Er hat den Omnibus verpaßt. Eine Zugverbindung gibt es nicht, und der nächste Bus fährt erst in drei Stunden. Dann aber gibt es für ihn keine Möglichkeit mehr, das kleine Dorf an der holländischen Grenze zu erreichen, in dem er zu Hause ist. Ob er bis Meppen mitfahren dürfe. Ich nicke und öffne die Tür.

Der Mann hat nur eine Aktentasche, die er hinten auf dem Rücksitz verstaut. Da liegen schon Koffer, Mantel und Tasche von mir.

Bald habe ich die gesuchte Abzweigung gefunden. Die Straße ist nun schmal und gewölbt, und ich muß aufpassen.

Der Mann, der schon eine Weile schweigend neben mir sitzt, will gern ein Gespräch anfangen. Er weiß aber scheinbar nicht, wie er das beginnen soll. Er rückt hin und her, schaut sich im Wagen um, blickt nach rückwärts und sieht Koffer und Tasche. Da kommt ihm wohl ein Gedanke, denn nun fragt er mich: „Sind Sie Reisender? Kaufmann?“

Was soll ich dem Bruder Mensch, der nur für dreißig Kilometer mit mir fährt, antworten?

Ich sage: „Wie man es nimmt: ja!“

Erneutes Schweigen. Er sucht aber unbedingt das Gespräch: „Wie geht denn das Geschäft?“

Ich antworte: „Sehen Sie, wenn man etwas Gutes anzubieten hat, dann kann man immer wieder zu den Leuten kommen.“ „Ja“, poltert er los, „etwas Gutes, Markenartikel! Aber was wird einem heute nicht alles angeboten, wieviel Minderwertiges! Und die Leute fallen immer wieder darauf herein.“ Er erzählt ein Beispiel aus seinem Haushalt.

Dann erkundigt er sich eingehender: „Was ist das denn, was Sie verkaufen? Zu welcher Branche gehören Sie?“

Ich möchte ihm schon gerne eine Antwort geben. So erzähle ich ihm eine Geschichte, die ich einmal gehört habe, und die ein Gleichnis Jesu zum Inhalt hat:

Sie spielte sich in den Bazarstraßen von Istanbul ab. Aus der Menge, die sich ziellos zwischen den bunten Auslagen dahintreiben ließ, löste sich ein Mann und blieb wie fasziniert vor der Auslage eines Juweliergeschäftes stehen. Der Inhaber nötigte ihn in den Laden und lud ihn zum Sitzen ein. Dann legte er ihm den Gegenstand seiner Bewunderung vor: eine Perle.

Das Vergrößerungsglas wurde zu Hilfe genommen, der Mann konnte sich von seiner Entdeckung nicht losreißen. Lange verhandelten sie, aber der Juwelier ging von seiner Forderung nicht ab. Schon wollte der Mann enttäuscht den Laden verlassen, da hielt er die Perle noch einmal gegen das Licht, und angesichts ihrer Schönheit rang er sich zu dem Entschluß durch: Es koste, was es wolle, ich muß sie haben!

Dann wird erzählt, wie er sein Haus ausräumte und alles hingab, um diese eine Perle zu erlangen. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe und hielten ihn für verrückt. Er aber jubelte: Jetzt ist die Perle mein, ich bin der reichste Mann der Welt!

Mein Beifahrer hatte aufmerksam zugehört. Ob er ahnte, warum ich ihm diese Geschichte erzählte? Ich mußte es ihm noch deutlicher sagen:

„Sehen Sie, so ein törichter Kaufmann bin ich auch. Und die Perle, die ich für allen Plunder dieser Welt eingetauscht habe, kann ich nun den Leuten anbieten. Ich halte sie ihnen immer wieder vor, und schon mancher hat ihre Einmaligkeit erkannt. Diese Perle ist nämlich für alle da. Jeder, der sie ergreift, hat alles, was er im Leben und im Sterben braucht.

Die Perle, mit der Gott in unser Leben hineingreift, ist sein eigener Sohn. Er ist das Eine, das alles ersetzt. Aber zum Erwerb gehört ein fester Entschluß. Gott fordert den höchsten Preis dafür. Er will uns ganz, wie wir sind und mit allem, was wir haben. Um diesen Preis aber werden wir Bürger seines Reiches. Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben!“

Als ich in Meppen anhielt, um ihn hinauszulassen, zog ich mein Neues Testament aus der

Tasche und las es ihm noch einmal vor:

„Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie.“

Viele Gottsucher haben Gott nie gefunden. Wir müssen Gott da suchen, wo er sich finden läßt: In Je s u s C h r i s t u s, seinem Sohn.

Ehe wir suchen, sollten wir wissen, zu wem wir eigentlich wollen. Sonst irren wir im Nebel umher.

Viele finden Gott nicht, weil sie noch nicht wissen: Gott sucht uns!

Sobald wir aber in die Nähe Gottes kommen, merken wir, daß wir so, wie wir sind, unter keinen Umständen bleiben dürfen. Und zugleich entdecken wir, daß wir dem heiligen Gott auf Tod und Leben ausgeliefert sind und ihn unter allen Umständen brauchen. Da hilft uns Gott weiter, indem er uns sagen läßt:

„Der Gottlose lasse von seinem Wege und der Übeltäter seine Gedanken und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich sein Erbarmen, und zu unserem Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung.“

Jesaja 55,7

Solch einen Gott haben wir!

NUR DASS WIR WAS ZU BEISSEN HATTEN

Die Tb-Station lag im „Gartenhaus“. Dort hatte ich an diesem Samstagabend zu sprechen. Die Zimmertüren wurden geöffnet. Ich stand auf dem Flur vor dem Altar und hielt Liturgie und Predigt. Der Chor hatte gesungen. Dafür waren die Kranken, die oft monatelang auf dieser Station aushalten mußten, besonders dankbar. Manch einer summte die bekannten Melodien mit.

Anschließend ging ich von Bett zu Bett. Ich reichte kleine Schriften weiter und überbrachte Grüße. Die Gesichter in diesen Betten wechselten selten. Man traf sich wieder und kannte sich. Aber nicht immer reichte die Zeit bis zum Wiederkommen.

Die Schwester rief mich auf den Gang hinaus. Im letzten Stübchen, im Einzelzimmer am Ende des Flures liege eine Frau, so erzählte sie mir, deren Tage auf dieser Erde gezählt seien. Dahinein ging nun mein Weg.

Wie gut, daß wir uns unsere Wege nicht aussuchen können; daß wir gehen müssen, wie wir geführt werden.

So saß ich kurz darauf am Bett der etwa Fünfzigjährigen, deren Gesicht der Tod schon gezeichnet hatte.

Sollte man nicht einfach vom guten Wetter reden und davon, daß der kommende Frühling die Gesundheit bringen werde? Es gibt Menschen, die meinen, angesichts des Todes so zu reden wäre barmherzig. Sie bemühen sich krampfhaft, rückwärts ans dem Zimmer zu kommen und ein ermunterndes Lächeln im Krankenzimmer zurückzulassen.

Aber das durfte ich nicht. Deshalb fragte ich die vor mir im Bett liegende Kranke frei heraus: „Glaubst du an den Heiland? Weißt du es für dich, daß er dich liebhat?“

Ich bin schon oft erschüttert gewesen über die Sorglosigkeit der Menschen. Sie leben ihren Tag ohne Gott. Und auch hier klang es mir leise entgegen: „Ich weiß es nicht.“

Ich versuchte, verschüttete Quellen wieder aufzugraben. Da galt es, weit zurückzugreifen.

Aber da war noch etwas anderes, das auf diesem Mutterherzen lastete. Davon hatte ich nichts geahnt, denn ich war erst seit kurzem in dieser Gemeinde.

Der Mann hatte sie früh verlassen. Sie hatte zusehen müssen, wie sie sich und ihre Tochter

durch die Zeiten brachte. Als der Krieg zu Ende ging, war die Tochter sechzehn. Es gab nichts zu kaufen, und der Hunger tat weh. Sie hatten weder verborgene Hilfsquellen noch Beziehungen.

Vor der Siedlung, die zu unserer Gemeinde gehört, war ein Negerlager. Und es ging das Gerücht von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, daß dort deutsche Mädchen gesucht würden. Das Geflüster hatte auch um die Bezahlung gewußt, die aus Kaffee und Zigaretten bestand. Mit zunehmendem Bangen hatte ich der Kranken zugehört. Sie berichtete nur stockend. Und in eine dieser Pausen hinein konnte ich nicht anders, als sie direkt fragen: „Und was hast du getan, Mutter?“ Da brach das, was sie seit langem auf dem Grund ihrer Seele versteckt hatte, aus ihrem Herzen heraus: „Ich, die Mutter, habe sie hingeschickt.“ Und als wollte sie das Wort wieder zurückholen, fügte sie hinzu: „Nur, daß wir etwas zu beißen hatten!“

Ich konnte es nicht fassen. Eine Mutter hatte ihr Kind auf den Weg des Verderbens geschickt. An einem Morgen war die Tochter aus der Nacht nicht zurückgekehrt.

Unruhig war die Mutter in der kleinen Wohnung hin- und hergeirrt. Das hatte sie nicht gewollt! Immer wieder war sie an das Fenster getreten, von dem aus man die Straße übersehen konnte. Aber die Tochter war nicht gekommen. Sollte sie hingehen und es der Polizei melden? Aber dann hätte sie wohl auch über die Umstände sprechen müssen, die dazu geführt hatten. Und davor fürchtete sie sich. Datum waren Schritte auf der Treppe zu hören gewesen, Schritte, die vor ihrer Tür anhielten. Erst blieb es still, so, als ob einer erst das Namensschild entziffern müsse. Doch dann hatte sie es aus dem Mund des Kriminalbeamten erfahren müssen: Ihre Tochter war im Graben vor dem Negerlager erwürgt aufgefunden worden. Ich sagte nichts. Es muß auf meinem Gesicht zu lesen gewesen sein, wie entsetzt ich war.

Aber die Mutter, die um das nahe Ende wußte, fragte mich:

„Herr Pfarrer, wird meine Tochter in den Himmel kommen oder wird sie büßen müssen?“

Und vom Weinen geschüttelt, stieß sie wieder hervor: „Nur, daß wir etwas zu beißen hatten!“

Ich hatte den Kopf in den Händen vergraben. Was sollte ich antworten?

Es blieb keine Zeit, denn der Tod stand schon im Zimmer. Durfte ich an den Schächer denken?

Ob es auch hier noch wahr werden konnte: „Dir sind deine Sünden vergeben“?

Das Gespräch, das sich anschloß, bleibt das Geheimnis jener Stunde. Lange aber habe ich nicht so freudig wie dort im Sterbezimmer den Kelch gereicht und es bezeugt:

„Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“

Menschen, die so viel auf dem Gewissen hatten, daß sie sagen wollten: Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte, haben es seitdem im Angesicht des Todes im Glauben erfaßt: Das Blut auf Golgatha ist auch für mich geflossen! Und dann sind sie frei geworden und haben freudig sterben dürfen. Das ist durch Tausende von Erfahrungen bestätigt.

Das aber kann keine Religion schaffen, daß ein schuld. beladener Mensch tatsächlich Frieden erhält und frei wird, so daß er freudig in den Tod gehen kann. Die Brücke über dem Abgrund ist so fest gebaut, daß sie auch dann nicht zusammenbricht, wenn ein Mensch mit der ganzen Last eines verfehlten Lebens darüber schreitet. Dies ist nur möglich durch die Macht des Königs. Er errichtet seinen Tempel auf den Trümmern der Menschenherzen und macht sie zu seiner Wohnung. Diese Kirche ist die Gemeinschaft der begnadigten Sünder.

DAS ZERBROCHENE KREUZ

Ich war lange krank gewesen. Viele Monate hatte ich keinen Dienst tun dürfen. Meine Konfirmanden waren in der Zwischenzeit wohl betreut worden. Aber nun sollte ich sie einsegnen. Da habe ich mir vorgenommen, sie alle einmal einzeln einzuladen. So kam heute Gerhard zu mir ins Pfarrhaus. Wir saßen zusammen, und ich versuchte, ihm die Angst vor der bevorstehenden Prüfung zu nehmen. Das gelang mir bald. Und dann erfuhr ich etwas Wunderbares aus einem Jungenleben.

Gerhards Mutter ist schon lange tot. Sein Vater sei - so hat man ihm gesagt - ein Amerikaner, der bald nach der Geburt des Jungen Deutschland für immer verlassen habe. Gerhard steht in Pflege des Stadt-Jugendamtes. Dieses hatte vor zweieinhalb Jahren eine neue Pflegestelle für ihn ausgemacht, in der er noch heute ist. Hier fühlt er sich wohl. Hier ist er zu Hause.

Er sagt „Oma“ und „Opa“ zu den schon älteren Pflegeeltern. Hinter dem Haus fährt die Kleinbahn. Am Bahndamm liegt ein kleiner Garten. Er ist Gerhards Paradies. Und Kaninchen hat er dort! Die versorgt er, wie es ein richtiger Junge tut, mit ganzer Treue.

In der Nähe ist ein Kohlenplatz. Dort hilft Gerhard von Zeit zu Zeit. Er bündelt Holz, sackt Kohlen ein, lädt auf. Und dafür bekommt er Geld.

Ich schaue ihn an und denke: Und das verdiente Geld: Kino - Zigaretten? Was wird aus diesem Jungen einmal werden? Aber Gerhard erzählt weiter, und das klingt ganz anders: Dreißig Mark hat er im „Schweinchen“, der Sparkasse des kleinen Mannes, für einen Sessel gespart, den die Oma haben soll. Sechzig Mark, meint er, koste einer. „Aber ich werde es schon schaffen“, sagt er guten Mutes.

Wir sprechen über das Gebot der Elternliebe. Und ich mache ihm klar, daß er Oma und Opa nun liebhaben muß. Daß er das schon verstanden hatte, machte er mir daran deutlich, daß er Oma das Geld für den Friseur gegeben hatte, damit sie ordentlich aussah. Denn sie besaß wirklich kein Geld.

Die Stunde mit Gerhard tat mir nicht leid.

So hatte einmal einer vor dem Herrn Jesus gegessen, und von dieser Begegnung heißt es: Und er hatte ihn lieb ... Das fiel mir aufs Herz. Von Jesus wollte ich noch erzählen. Solch ein Leben muß Jesus gehören! Aber ich staunte noch mehr!

Gerhard schläft in einem kleinen Zimmer. Als ich ihn fragte, wie es aussieht, ob er Bücher habe - im stillen überlegte ich schon, welches Buch ich ihm für das Bord schenken könnte - hörte ich das Schönste dieser ganzen Woche:

Da hat Gerhard neulich auf einer Mülltonne ein zerbrochenes Kreuz entdeckt und mitgenommen.

Es mag in einem Haus gegangen haben, in dem eine alte Mutter in ihrem Krankenstühlchen darauf geschaut hat und morgens beim Aufwachen neuen Mut schöpfte:

Für Heute Brot,
für Heute Kraft,
für Heute Licht,
mehr brauche ich nicht!

Nun ist sie tot. Und die Kinder brauchen das alles nicht. Oder da hat vielleicht eine Mutter am Bettchen ihres Kindes gestanden. Darüber das Kreuz. Wie oft hat sie gebetet:

Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude,
und nimm dein Küchlein ein!

Jetzt ist das Kind groß und aus dem Haus. Der, der darüber wachte, wurde vergessen. Jetzt ist das Zimmer gemacht worden, da paßt das Kreuz nicht mehr hinein. Und darum landete es zerbrochen - in der Mülltonne!

Dort fand es Gerhard.

Er sitzt vor mir, strahlend, und erzählt: „Herr Pfarrer, und wenn ich bete, dann schaue ich auf

das Kreuz. Es ist nicht mehr zerbrochen!"

Ich bin lange nicht so froh gewesen.

Gerhard wird Tankwart. Mag mancher von denen, die einmal bei ihm vorfahren, es spüren: Hinter diesem freundlichen jungen Menschen steht ein zerbrochenes Kreuz, unter dem er seine Hände faltet, von dem er sich Kraft holt.

DIE SIEBEN ENGEL

„Es gibt keine Engel mehr!" hatte vor einigen Tagen die Großmutter Z. voller Verzweiflung zu mir gesagt. Ihr Enkelkind, der kleine Heiner, war vor ein Auto gelaufen, überfahren und bewußtlos ins Krankenhaus gebracht worden. Die ganze Familie schwebte in großer Aufregung, ob der kleine Mann durchkommen würde.

Die Großmutter war davon überzeugt, daß in solchen Fällen früher die Schutzengel auf dem Plan gewesen wären und das Leben der gefährdeten Kinder bewahrt hätten. „Aber die neue Zeit hat auch das abgeschafft", seufzte sie. „Sie glauben nicht mehr, die Menschen, und da gibt es auch keine Engel mehr."

Dieses Gespräch war mir nachgegangen, und ich überlegte, ob ich diese Feststellung von Großmutter Z. nicht einmal in einem Gottesdienst vor der Gemeinde aussprechen sollte. Da war dann am Samstag Frau Engel erschienen. Sie wohnte in meinem Pfarrbezirk und war eine fleißige Mutter. Einige ihrer Kinder besuchten unseren Kindergarten. Der Arzt hatte ihr eröffnet, daß sie spätestens Anfang der nächsten Woche für drei Wochen ins Krankenhaus müsse. Ein Aufschub käme überhaupt nicht in Frage. Für die Kinder würde sich anderweitig Rat und Hilfe finden. Sicherlich wären doch Verwandte da. Es hatte sich aber herausgestellt, daß die ganze Verwandtschaft nicht konnte oder nicht wollte.

„Rat und Hilfe", hatte der Arzt gesagt. Rat konnte ich leicht geben: Stadt, Jugendamt, Wohlfahrtsamt, Fürsorgerin! Aber alle Anrufe waren vergeblich. Samstag wird ja nirgends gearbeitet! Und nachdem ich es noch bei der Inneren Mission versucht hatte, war ich mit meinem Raten am Ende. Wir saßen fest.

Aber Hilfe?

Weinend saß die gute Mutter Engel vor mir. Hilfe für sieben kleine Engel, ging es mir durch den Kopf. Die meisten unserer Gemeindeglieder lebten beengt. Wer sollte da ein Kind drei Wochen lang bei sich aufnehmen?

Die Großmutter Z. hatte gemeint, es gäbe keine Engel mehr. Ich aber sollte für sieben kleine Engel einen Ausweg finden!

Zur weinenden Mutter sagte ich verträöstend: „Wir wollen morgen noch einmal darüber sprechen. Ich vertraue darauf, daß Gott uns einen Weg zeigen wird. Er wird uns nicht im Stich lassen!"

Sie meinte, ich wäre ihre einzige Hoffnung. Ich aber wies sie auf den, der die Herzen der Menschen lenken kann wie Wasserbäche.

Der Sonntag war da. In der Sakristei bat ich vor der Predigt um das rechte Wort. Und ich bat um ein Zeichen, daß es unter uns Menschen gab, die das Wort Gottes recht verstanden hatten und danach leben wollten. Wenn es so war, dann mußten sich alle Widerstände forträumen lassen, dann durften die kleinen und einfachen Verhältnisse nicht hindernd im Wege stehen. Dann mußte die Liebe triumphieren!

Nach der Predigt begann ich zaghaft mit den Bekanntmachungen. Dann stand ich Auge in Auge mit der Gemeinde. Ich erzählte von dem Kummer der Großmutter Z. und sprach dann freimütig von den Schwierigkeiten der Mutter Engel, die uns alle angingen.

Und ich hatte wohl gefragt, ob wir nicht helfen wollten, daß es auf der Welt und zuerst in unserer Gemeinde wieder sichtbar würde, daß Gottes Engel auch heute noch über die Erde

gehen und mithelfen, daß Gottes Wunder sichtbar werden.

Dann hatte ich gesagt, daß Gott jetzt durch unsere Kirchenbake gehe, um uns zu fragen, ob wir nicht helfen könnten. Ob wir nicht drei Wochen zusammenrücken und einmal auf unsere Bequemlichkeit verzichten wollten.

Mit einem Gebet hatte ich geschlossen.

Wenig später saß ich in der Sakristei und wartete auf die Antwort. Ich hatte die Männer des Kirchenvorstands gebeten, mich an diesem Morgen allein zu lassen. Die Zeit verging. Was würde ich am Mittag der Mutter Engel sagen können?

Da trat die Gemeindegeschwester ein. Ein Leuchten lag auf ihrem Gesicht. Sie konnte vor Bewegung kaum sprechen. Sie nickte nur. Ich fragte: „Eins?“ Sie schüttelte den Kopf. „Drei?“ Sie verneinte wieder. Dann konnte sie es nicht länger für sich behalten: „Alle!“ rief sie mir zu. Alle waren untergebracht!

Daß ich dankbar war, brauche ich nicht zu erzählen. Liebes möchte ich von dem Siegeszug der kleinen Engel durch die Häuser unserer Gemeinde berichten. Menschen, die keine eigenen Kinder besaßen und nun einen Engel aufgenommen hatten, bekamen auf einmal neue Augen. Die eigenen Sorgen schwanden vor den Nöten eines kleinen Kinderherzens. Einmal in den drei Wochen bin ich den sieben nachgegangen. Sie hatten überall die Herzen erobert. Und sie hatten Menschen sehen froh gemacht.

Im Krankenhaus aber lag eine glückliche Mutter und sammelte neue Kräfte für ihre Kinder, denen sie nun bald wie der ganz gehören sollte.

Ein junger Künstler unserer Tage hat eine Plastik geschaffen, die er „Der betende Bettler“ nennt.

Fest auf der Erde steht ein Mann, der in eigenartiger Bewegung leere Hände aufhebt und sie wie eine offene Schale hinhält, bereit, sie füllen und sich beschenken zu lassen. Dieser betende Bettler ist der Mensch, du und ich, der selbst nichts zu bringen hat und der nichts kann, als leere Hände bittend auszustrecken. Der das nun aber auch tut, mit ganzem Vertrauen, mit dem unbeirrbareren Ungestüm des Glaubens. Sein Warten ist durchdrungen von der absoluten Gewißheit, daß er empfangen wird.

DER HERZ-SCHUSS VON DER KANZEL

Es half nichts, die Einladung war da. Es war Sonntagabend, und ich eigentlich viel zu müde für jede Art von Geselligkeit. Aber ich durfte mich nicht entziehen.

Ich traf auf einen Kreis von Menschen, die mitten im Leben standen. Mit Fleiß und unter manchem Verzicht hatten sie sich ihre Positionen aufgebaut.

Es kam dann wie von selbst, daß wir Männer im Arbeitszimmer des Hausherrn zusammensaßen. Dieser war am Morgen in unserem Gottesdienst gewesen. Nun trat er auf mich zu und sagte:

„Heute morgen haben Sie von der Kanzel einen Schuß abgegeben, der hat mich mitten ins Herz getroffen.“

Ich hatte in der Predigt die Männer daran erinnert, ihre vergessenen Gelübde zu erfüllen. Gar manche von ihnen hatten, als sie sich während des Krieges in Lebensgefahr befanden, Gott Versprechungen gemacht. Als man mit heiler Haut davongekommen war, hatte man die Erfüllung auf später verschoben. Und nach dem Krieg hatte man sie vergessen. Dieses Versäumnis bekannte jetzt offen der Hausherr.

Das Wort hatte also wirklich ins Herz getroffen. Die anfänglich gelockerte Stimmung war dahin. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. In diese Stille hinein fragte ich, ob ich ihnen die Geschichte eines Mannes erzählen dürfte, der sein Gelübde eingelöst hat. Man

war erleichtert und rückte die Stühle zusammen.

„Es war vor etwa dreißig Jahren in den Dolomiten. Ein einsamer Bergwanderer hatte nach schwierigem Aufstieg den Gipfel erreicht und genoß den herrlichen Ausblick auf Türme und Zinnen, die rings um ihn her ihre Spitzen in den Himmel reckten. Nun wollte er in das Tal von Avisio hinuntersteigen. Auf der Ostseite des gewaltigen Massivs zeichnete sich ein kaum sichtbarer Pfad ab. Hin und wieder waren auch spärliche Reste einer alten Markierung zu sehen. Dann aber verloren sie sich. Und plötzlich fiel der Fels in einer senkrechten Wand in das Tal ab. Unschlüssig blieb unser Freund stehen. Einige Meter konnte er sich noch weitertasten, dann ging es nicht weiter. Er hatte sich verstiegen. Es war zwölf Uhr.

Was sollte er tun? Ein Seil besaß er nicht, nur einen alten Bergstock. Die Felsrippe, auf der er sich befand, war gerade so breit, daß der Fuß darauf Platz fand. Die Anstrengung des Aufstiegs machte sich bemerkbar. Er spürte, daß seine Kräfte nachließen. Dazu brannte die Sonne erbarmungslos auf den Fels. Zur Müdigkeit kam der Durst. Er rief nach Hilfe, doch es kam keine Antwort. Von weit unten vernahm er das Rauschen eines Baches. Aber sehen konnte er ihn nicht. Unter ihm war schwindelnde Leere.

Er durfte nicht länger warten. Er mußte handeln. Vorsichtig zog er das Messer aus der Tasche, zerschnitt seinen Regenumhang in Streifen und knüpfte sie aneinander. Das ergab eine Art Seil. Den Bergstock verklemmte er zwischen den Felsen und legte das Seil darum. An den beiden Enden wollte er sich in die Tiefe lassen.

Mehrere Meter unter ihm zog sich ein schmales Grasband hin. Wenn er dieses erreichte, war er gerettet. Aber das Seil war nicht lang genug.

Noch einmal zögerte er, wartete auf das unwahrscheinliche Wunder einer Hilfe durch andere Bergsteiger. Dann nahm er seinen Rucksack und ließ ihn hart am Felsen in die Tiefe gleiten. An ihm wollte er sehen, wo er beim evtl. Sturz auftraf. Der Rucksack berührte das Grasband, rutschte ab und verschwand im Abgrund. Dem Aufprall nach zu schließen mochte er an die hundert Meter tiefer zur Ruhe gekommen sein. Dahin also ging die Reise.

Der Wanderer ergriff sein Seil und ließ sich vorsichtig hinunter. Jetzt hing er frei in der Wand. Und in dieser Minute zwischen Himmel und Erde versprach sein Herz: „Herr, Gott, wenn ich diese Stunde überlebe, so hänge ich meinen Lehrerberuf an den Nagel und trete in den Dienst deiner Kirche.“

Langsam glitt das Seil durch seine Hände. Jetzt war es zu Ende, und er hing noch hoch über dem rettenden Band. Es gab keine andere Wahl. Er löste die Hände und ließ sich fallen. Unendlich dünkten ihn die Sekunden. Dann ein harter Aufschlag. Er fühlte seinen Körper hochfliegen und schloß mit dem Leben ab. Sein Weg konnte nur der des Rucksacks sein. Da fühlte er einen harten Gegenstand in der Hand. Am Rand des Abgrunds stand ein verkümmerter Baum, kaum einen Meter hoch. Instinktiv hatte er nach dem Stamm gepackt. Er war gerettet.

Hoch über ihm hing der zerrissene Mantel. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Ein heftiger Schmerz zuckte durch seinen Fuß, aber diese Verstauchung war die einzige Verletzung, die er bei seinem Sturz davongetragen hatte.

Das Grasband erweiterte sich und wand sich über dem senkrechten Abbruch in flacheres Gelände. Humpelnd setzte unser Freund seinen Abstieg fort. Endlich erreichte er den Wald und später die schützende Almhütte.

Am nächsten Tag kehrte er ins Tal zurück und trat die Heimfahrt nach Berlin an. Das Leben war wieder hell und freundlich und er versuchte, sein Gelübde zu vergessen. Noch nie war er so gern Lehrer gewesen wie jetzt.

Dann handelte er mit Gott. Er wollte in den Dienst der Kirche treten, aber nicht als Pfarrer, sondern als Religionslehrer an einer Schule.

Am ersten Sonntag daheim besuchte er den Gottesdienst. Und welches Wort lag der Predigt zugrunde?

„Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.“ Und: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.“

Erschüttert ging er nach Hause. Jetzt gab es kein Zögern mehr. Er meldete sich beim Konsistorium für den Dienst als Pfarrer. Nach seiner eigenen Aussage hat er es nie bereut. In hellen und dunklen Stunden, in Leben und Arbeit ist Gottes Wort das Seil gewesen, das ihn gehalten hat.

In unserem Kreis blieb es still, auch als ich geendet hatte. Die große Uhr mit dem Westminster-Schlag mahnte zum Aufbruch.

Und wie wir es sonst nur tun, wenn junges Volk beieinander sitzt, fragte ich: „Wollen wir noch miteinander singen?“ Dann las ich dem, den der Schuß von der Kanzel getroffen hatte, und uns allen noch einmal den ganzen Psalm und schloß mit dem Vers: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!“

Anschließend gingen wir still auseinander. Jeder von uns hatte mit dem lebendigen Gott zu sprechen.

NUR FÜR ACHT TAGE

Als er ins Zimmer trat, dachte ich gleich, daß er der Mann war, vor dem man mich kürzlich gewarnt hatte. Genauso hatte ich ihn mir vorgestellt. Äußerlich versuchte er sich noch zu halten. Anzug und Mantel waren, wenn auch längst aus der Mode, so doch sauber gehalten. Unter dem Mantel trug er ein Bild. Ohne Rahmen. Das bot er mir nun als Pfand: Er brauchte das Mietgeld für eine Woche. Er hatte in der Nähe ein Zimmer gefunden und bat mit jämmerlicher Stimme: „Helfen Sie mir nur für acht Tage. Dann bin ich über den Berg. Ich habe Pläne. Ich kenne den Fürsten X und war mit Herrn von B. befreundet. Früher, als ich noch ‚oben‘ war, trafen wir uns des öfteren bei großen Festen. Sie werden mich jetzt nicht im Stich lassen.“

Der Mann weckte mein Interesse. Welchen Weg mochte er bis heute gegangen sein?

In seinen Augen stand noch etwas anderes, und das ließ mich nicht los. Es war die Frage nach dem Bruder.

Um das Geld sollte es mir nicht leid tun. Die Miete für das kleine Zimmer wollte ich notfalls riskieren. Und so nickte ich ihm zu: „Die eine Woche ist Ihnen gesichert.“

Da leuchtete für einen Augenblick in seinen Augen etwas auf wie ein Funke Freude.

Wir hatten ihn dann noch zum Abendbrot eingeladen. Er besaß ja doch nichts. Und ich durfte ihn nicht einfach fortschicken; denn da war noch das andere Fragen in seinen Augen.

Anschließend waren wir ins Studierzimmer gegangen. Dem Küster, der nach dem Abendläuten noch ins Pfarrhaus kam, hatte ich das Geld für das Zimmer gegeben und ihn zu den Vermietern geschickt. Nun wußten sie, daß ihr neuer Mieter noch bei mir war und später kommen würde.

Jetzt hatten wir viel Zeit. Die Unterhaltung kam schnell in Gang. Ich brauchte nur hin und wieder mit dem Kopf zu nicken oder ihn fragend anzusehen. Und nun breitete sich vor mir ein Leben aus, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam. Unwillkürlich forschte ich in dem Gesicht des Erzählers. War es das eines Betrügers? Doch je länger ich ihm zuhörte, um so mehr war ich bereit, ihm zu glauben.

Er war der begabte Sohn einer reichen Künstlerfamilie. Die Eltern lebten nur den Verpflichtungen, die Geld und Ansehen ihnen auferlegten. Entweder fuhren vor der eleganten

Villa in München die Wagen der Gäste vor, oder die Eltern nahmen anderswo an glänzenden Festen teil.

Die Erziehung des Jungen blieb dem angestellten Erzieher und Hauslehrer überlassen. Leider besaß der Vater wenig Menschenkenntnis und traf des öfteren die verkehrte Wahl. Später versuchte man es mit Internaten. Daß dafür die besten und teuersten Schulen ausgesucht wurden, war selbstverständlich. Am Geld wurde nicht gespart. Da galt alles dem einzigen! Das Bekenntnis des Sohnes lautete dann auch: „Das war eigentlich die schönste Zeit in meinem Leben. Da gab es Kameradschaft, Spiel, fröhliches Arbeiten und Schaffen.“

Aber in den Ferien packte ihn die ganze innere Hohlheit des Elternhauses. Bedenken stiegen in ihm auf, ob das Leben sich überhaupt lohne. Er jedenfalls wollte es einmal anders gestalten. Er wurde Student. Eine neue Welt ging ihm auf; die Akademie bedeutete ihm alles. Die Semesterferien benutzte er zu großen Reisen. Dort, wo die großen Maler gelebt hatten, war er zu finden: in Florenz, in Rom.

Die Eltern drängten ihn wegen des Studiums nicht. Er hatte Zeit. Da lernte er in Capri ein Mädchen kennen, eine Malerin. Sie war Jüdin. Sie arbeiteten gemeinsam, und unter ihrem Ansporn entfalteten sich seine Kräfte.

Sie hatten Erfolge. Und sie hungerten, wenn der Erfolg auf sich warten ließ.

Die Eltern forderten die Trennung von der Künstlerin. Als der Sohn nicht gehorchte - sie erwartete ein Kind -, sagten sie sich von ihm los.

Dann war die „neue Zeit“ gekommen, und mit ihr erneut die Forderung, sich von seiner Frau zu trennen. Dieses Mal war die Furcht größer als die Treue. Er gab nach.

Soll ich den ganzen Jammer eines verpfuschten Menschenlebens wiedergeben?

Von jener Stunde an war er ein gehetzter Mann. In den schlaflosen Nächten, in denen er zur Decke starrte, quälte ihn die Frage: Lebte sie noch, oder war auch für sie die Gaskammer das Ende geworden? Hat das Kind das Licht dieser Welt noch gesehen?

Er suchte Vergessen, mit allen Mitteln und um jeden Preis. Die Sucht nach Morphium gab ihm nicht mehr frei. Alles, was er besaß, wurde dieser Sucht geopfert. Die Freunde, die er sich durch sein Können erworben hatte, wandten sich von ihm ab. Schließlich war er froh, wenn er, der selbst gemalt und ausgestellt hatte, alte Porträts restaurieren durfte.

Nur für acht Tage! Mehr verlangte er nicht mehr. Oder doch? Das „um alles in der Welt vergessen wollen“ brachte ihn an den Rand der Verzweiflung. Das Gift hatte ihn im Griff. Auch jetzt hatte es ihn in meiner stillen Studierstube geschüttelt. Den Kopf in den Händen vergraben weinte er hilflos vor sich hin.

Er besaß weder Vater noch Mutter, weder Frau noch Kind; gab es noch größere Verlassenheit in dieser Welt?

Ich hatte die Bibel aufgeschlagen und las dem Bruder Worte vor, die zunächst an seinem Ohr vorbeigingen, dann aber doch in sein müdes, zerschlagenes Herz fielen:

„Du hast einen Heiland, der sagt: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Er kam in jenen „acht Tagen“ des öfteren. Er erschien mir befreiter und hielt sich aufrechter. Ob er den einen Weg zur Errettung unter die müden Füße genommen hatte?

Wie lieblich sind auf den Bergen

die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen...

Jesaja 52,7

In den Trümmern der völlig zerstörten Stadt Jerusalem lebten nur wenige Menschen; ihre Herzen waren vom Leid gezeichnet. Wenn die Alten am Abend den Jungen von lang entschwundenen Tagen erzählten, wurden ihre Stimmen hart und bitter. War doch bei der Zerstörung der Stadt die Blüte des Volkes weggeschleppt worden und lebte in der Sklaverei. Die Menschen in den Trümmern dachten an die Zeiten, da ihre Herzen glücklich gewesen waren.

Die Sehnsucht brach auf - aber sie wurde nicht gestillt. An Heimkehr war nicht zu denken. Schuld lastete auf dem ganzen Volk. Der König war gefangen. In der Sklaverei die Jungen und in der verwüsteten Stadt die Alten - beide riefen es anklagend und trotzig gegen den Himmel: Gott hat uns vergessen!

Wächter stehen an den geschleiften Türmen der Stadt, um das Leben der wenigen Bewohner zu schützen. Da hört der am weitesten vorgeschobene Posten auf der Straße, die von Babel kommt, Geräusche. Kommen Feinde oder Freunde?

Der Wächter traut seinen Ohren nicht, als er in seiner Muttersprache angerufen wird und vernimmt: „Unser Gott kommt! Er kehrt heim nach Zion! Er wird aufbauen! Es kehrt alles heim!“

Der Wächter kann es nicht fassen. Aber der Bote steht mit leuchtendem Gesicht vor ihm. Und da wird der Wächter selbst zum Boten der Freudenbotschaft. Er teilt es dem nächsten Wächter mit. Und nun nimmt einer vom andern den Ruf auf, an allen Enden der Stadt machen sie es bekannt: „Die Gefangenen kehren heim!“

Und was läßt der Herr den Gefangenen sagen, den Verlorenen, den Müden und Verzagten in der Fremde? „Nicht in Hast sollt ihr ausziehen und nicht als Flüchtlinge wandern; der Herr zieht ja vor euch her, und der Gott Israels schließt euren Zug.“

Der Weg zu Gott ist keine Flucht, er ist Heimkehr.

HANS-DIETER

Die Kameraden von Hans-Dieter hatten es mir schon erzählt, daß die letzte Nacht sehr schwer gewesen war. Einer wollte sogar wissen, daß der Arzt ihn bereits aufgegeben habe. Hans-Dieter gehörte zum älteren Konfirmandenkreis. Ich hatte den stets fröhlichen, aufgeweckten Burschen immer gern gemocht. Zum ersten Mal war er mir dadurch aufgefallen, daß er um eine alte Bibel bat. Verschämt hatte er mir gestanden, daß der Vater für eine Bibel kein Geld ausgeben wollte. Er hielt nichts davon.

Im Lauf der Zeit hatte ich dann auch erfahren, daß Hans-Dieters Mutter nach erbittertem Ringen ihrem Mann die Erlaubnis abgewonnen hatte, daß der Junge zum Unterricht gehen durfte und konfirmiert werden sollte. Die Mutter stammte aus einem frommen Elternhaus und konnte darüber nicht ruhig werden, daß in ihrer eigenen Familie nun alles einen anderen Gang nahm. Nicht, daß sie ihren Mann nicht lieb gehabt hätte. Sie achtete ihn hoch, und es tat ihrem Herzen wohl, wenn sie sah, wie ihm alle mit Hochachtung begegneten: der Chef, die Arbeitskameraden, die Nachbarn. Und wenn die Familie an warmen Sommerabenden einträchtig im Schrebergarten beieinander saß, dann sagten die Leute, die nicht mehr wußten, wohl: Welch eine glückliche Familie! Aber tief im Herzen der Frau brannte das Wort, das die Mutter ihr einmal gesagt hatte: Einssein im Glauben!

Das alles hatte Hans-Dieters Mutter mir einmal angedeutet und dabei gesagt: „Kommen Sie lieber nicht zu uns; es kann nur alles verschlimmern. Mein Mann will nicht einmal zur Konfirmation mitgehen.“

Nun war Hans-Dieter krank. Es stand schlimm um ihn. War da nicht alles andere gleichgültig?

Da machte ich mich auf, um den Jungen zu besuchen. Der Vater selbst öffnete mir die Tür. Als er meinen Namen hörte, stutzte er zunächst, dann aber ließ er mich eintreten und führte mich wortlos an das Krankenlager seines Sohnes.

Erschüttert stand ich dem sonst so strahlenden Jungen gegenüber; jetzt lag er blaß und abgezehrt in den Kissen. Es mochte wohl sein, daß der Tod schon in der vergangenen Nacht an diesem Lager gewartet hatte.

Erschöpft hob Hans-Dieter den Kopf. Dann erkannte er mich, und ein Leuchten ging über sein blasses Gesicht. Die Freude war ihm deutlich anzumerken.

Ich erzählte Hans-Dieter aus dem Unterricht, sprach von der letzten Geschichte, die wir durchgenommen hatten: Wie das Volk Gottes durch die Wüste wanderte und wie Gott, der Herr, vor ihm herzog, in einer Wolke bei Tag und in einer Feuersäule bei Nacht.

Ich sprach ihm Paul Gerhardts Verse vor, die wir gerade lernten:

Alles vergehet, Gott aber stehet ohn' alles Wanken.

Seine Gedanken, sein Wort und Wille hat ewigen Grund. Sein Heil und Gnaden, die nehmen nicht Schaden, heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen, halten uns zeitlich und ewig gesund.

Der Vater sah und hörte zu, ohne zu stören. Er, der ohne es auszusprechen, brennend an seinem Jungen hing und bereit gewesen wäre, Gesundheit und Leben für ihn hinzugeben, spürte, wie hier zwischen Konfirmand und Seelsorger ein Funke übersprang.

Ich mußte meinen Besuch kurz fassen. Der Junge durfte nicht überanstrengt werden. Ich nickte ihm zu und sagte:

„So, jetzt ist die Konfirmandenstunde zu Ende. Jetzt beten wir, so wie immer.“

Hans-Dieter und ich falteten die Hände. Der Vater hielt die Bettkante umklammert. Er wollte nicht beten. Und doch begegnete er mir anders, nachdem ich Hans-Dieter dem Vater im Himmel anbefohlen hatte.

Er brachte mich nach draußen. Wir standen noch eine Weile auf der Treppe des kleinen Siedlungshauses. Es war dunkel geworden. Die Sterne standen ruhig und klar am Himmel. Nach der dumpfen Atmosphäre des Krankenzimmers atmeten wir die reine Abendluft. Und auf einmal stand eine schwerwiegende Frage zwischen uns. Der Vater des sterbenden Jungen hatte sie ausgesprochen: „Haben Sie den alten Mann dort oben schon gesehen?“

Ich sah dem Mann, der um seinen Sohn bangte, ins Gesicht. Ich sah das Zittern in seinen Augen und wußte: Da schreit ein Vaterherz nach einer Antwort, die ihm Trost und Halt geben kann. Und ich spürte auch, daß hier eigene Worte zu kraftlos waren. Deshalb sagte ich ihm das ewige Wort aus dem Johannes-Evangelium:

„Niemand hat Gott je gesehen, aber der einzige Sohn, Jesus Christus, der hat die Kunde von ihm gebracht!“

Wir sprachen dann noch lange darüber, daß die Wege aller Menschen ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel bei diesem Gott haben, der der Vater des Herrn Jesus Christus und damit auch unser Vater ist. Ich versuchte, ihm zu dem Frieden zu helfen, in dem sein krankes Kind und seine Frau geborgen waren; zu dem Frieden, den er bisher so weit von sich gewiesen hatte und nach dem im Grunde seines Herzens doch auch er sich sehnte.

DREI KREUZE

Drei Kreuze habe ich in den vergangenen Jahren gesehen, die mir das „Wort vom Kreuz“ mit besonderer Deutlichkeit predigten und mir zeigten, warum Christus leiden mußte. Das eine steht hoch oben auf einem Berg. Unvergeßlich bleibt jener Morgen, da wir nach langem Steigen den Dreitausender erklimmen hatten. Weit, weit hinaus ging der Blick, tief hinab ins Tal, weit hinüber zu den Nachbarbergen mit dem ewigen Schnee; eine nie geahnte

Herrlichkeit tat sich vor uns auf, daß wir zunächst ganz still wurden und dann doch nicht anders konnten als das, was sich im Herzen regte an Staunen und Dank, auszudrücken mit dem Lied: „Herr, dir ist niemand zu vergleichen!“

Da möchte man nur immer bleiben, in dieser herrlichen Bergwelt, weit weg von den Menschen mit ihrem Hetzen und Jagen, mit ihren bösen Worten und ihren oft so schändlichen Taten. Da kommt einem erst zum Bewußtsein, wie wenig das alles hineinpaßt in diese schöne Welt. Welch ein Gegensatz: Gottes Schöpferherrlichkeit und menschliche Sünde!

Darüber fiel unser Blick auf das Gipfelkreuz, das die Männer da oben tief in den Felsen eingerammt haben, damit kein Sturm und Wetter es fälle. Haben sie nicht mit dem Kreuz sagen wollen:

Auch die schönste irdische Herrlichkeit, die Gott uns bereitet hat, steht unter der Macht der Sünde und des Todes. Laß dich nicht täuschen, du mußt wieder hinunter in diese böse Welt!

Deshalb schau nicht nur zu den Bergen mit dem ewigen Schnee, schau höher hinauf, zu dem Gott, der die Welt „so sehr geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“.

Mußte nicht Christus also leiden, um diese Gottesliebe der sündigen Welt gegenüber klar und deutlich kundzutun damit wir nicht bloß in der reinen Bergluft, sondern auch drunten im Tal, unter der Last eigener und fremder Sünde singen können: Herr, dir ist niemand zu vergleichen!

Immer wieder mußten wir beim Hinunterklettern zurückschauen. Der Blick auf die Berge ringsum war uns genommen, aber das Gipfelkreuz ragte noch immer in die Höhe und half uns, daß wir fröhlich ins Tal zurückkehren konnte Ein andermal standen wir in der schönsten Klosterkirche des Schwabenlandes, in Maulbronn. Der Führer berichtete von dem strengen, entsagungsvollen Leben, das die Mönche geführt hatten; was sie sich's kosten ließen, mit langen Gottesdiensten bei Hitze und Kälte. mit Fasten und Beten und allerlei Plagen ihrem Gott zu dienen, um einen „gnädigen Gott zu bekommen. Und dabei hat es doch mancher erfahren müssen wie der Mönch Luther: „Meine guten Werke, die galten nicht, es war mit ihnen verdorben.“

Wenn wir nur einmal mit solchem Ernst versuchen würden mit der Sünde fertig zu werden! Aber wenn wir im Kampf mit der Sünde auch widerstehen bis aufs Blut, so komm wir doch nicht weiter, so wenig, wie diese Mönche. Die Flecken, die einmal da sind, lassen sich so nicht wegbringen. Doch da stand in der Klosterkirche ein Kreuz. Einer der Mönche hatte es in jahrelanger Arbeit aus einem mächtigen Quaderstein herausgehauen. Es sind nicht allein die wunderbaren Gesichtszüge des leidenden, sterbenden, siegenden Heilandes, die es einem antun. Man merkt, was der Mönch seinen Brüdern mit diesem Kreuz hat sagen wollen und was er heute uns allen damit verkündigt: Die Sünde, mit der ihr trotz all eurer Mühen und Plagen, mit eurem entsagungsreichen Leben, mit all eurem Kämpfen und Ringen nicht fertig werdet, die hat er hinaufgetragen an das Holz: „All Sünd hat er getragen, sonst müßten wir verzagen!“

Mußte nicht Christus solches leiden, damit alle die, die bis aufs Blut kämpfen und doch keinen Frieden und keine Ruhe finden, es wissen dürfen: „Das Blut Jesu macht dich rein von aller Sünde.“

Vor vielen Jahren unternahmen wir von Danzig aus eine Ostpreußenfahrt. Zu ihren großen Erlebnissen gehörte der Besuch des Friedhofs von Waplitz, nahe dem Tannenberghdenkmal. Mehr als 700 deutsche Männer liegen dort begraben. Man liest Namen um Namen, immer dasselbe Datum, das gleiche Regiment. In der gleichen Stunde sind sie alle gefallen: Väter,

die unmündige Kinder daheim hatten lassen müssen, Söhne, die die Stütze ihrer Eltern waren, Männer, die noch vor kurzem das Glück ihres Hauses genossen; Bauern, die vom Pflug weg, Handwerker, die aus der Werkstatt weggerufen in den Krieg gezogen waren.

Verzweiflung packt einen bei diesem Anblick: O, du schrecklicher Tod, der du so viele Hoffnungen grausam zerstört hast, wer kann sich vor dir schützen? Wer kann sich vor dir retten, du schreckliche Sünde, die du die Völker auseinanderreißt, daß sie sich gegenseitig zerfleischen? Wer kann mit dir fertig werden?

Da stehen wir auf einmal vor einem Kreuz, das hoch aufgerichtet ist. Es mahnt: Nun sieh weg von all den Gräbern und ihrem Schrecken, sieh mir nach gen Himmel! Und weg sind all die grausigen, traurigen Gedanken. „Tod, wo ist dein Stachel?“ Da ist doch einer, der hat dir alle Macht genommen und hat das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch sein Leben, Leiden und Sterben. Sünde, wo ist deine Kraft? Da ist einer, der hat alle Sünde getragen, der hat uns versöhnt mit Gott!

Über den Friedhöfen, über den Ruheplätzen unserer Lieben, auch über dem Ruheplatz, an dem wir einmal liegen werden, steht dasselbe Kreuz aufgerichtet und verkündet seine Botschaft. Der natürliche Mensch versteht sie nicht. Wie soll er es auch verstehen, wenn er satt ist, an seiner Arbeit genug hat, sich des Lebens freut, „weil noch das Lämpchen glüht“. Aber wenn er einmal merkt - und irgendwann muß er es einmal merken -, daß über dem Leben der Völker, über dem Leben jedes einzelnen die beiden Mächte Sünde und Tod grausam herrschen, und daß niemand mit ihnen fertig werden kann, dann können ihm die Augen dafür aufgehen, daß Christus solches leiden „mußte“, um uns zu retten.

*Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist
und hast uns durch dein teures Blut gemacht vor Gott gerecht und gut!*

DIE NOTBREMSE

Ich war „Fahrschüler“. Täglich mußte ich mit der Eisenbahn in die Kreisstadt fahren, um dort das Gymnasium zu besuchen. Natürlich gab es da oft Wartezeiten auf dem Bahnhof. Sie waren für uns Jungen ein ständiger Anlaß zu dummen Streichen und für die guten Mütter ein ständiger Anlaß zu berechtigter Sorge.

Einer wollte den andern stets an „Leistungen“ übertreffen. Dabei galt als Maßstab nicht mehr der Kopf, es galten die Fäuste, die Ellenbogen und das Stimmorgan.

Eines Tages kam einer auf die Idee, ich solle doch einmal die Notbremse ziehen. Ich wurde gehänselt: Du tust es ja doch nicht! Das wollte ich nicht auf mir sitzen lassen. Im Tunnel wollte ich es wagen. Und tatsächlich, ehe sich's die anderen versahen, stand der Zug.

Die Folgen spürte ich am eigenen Leib. Mein Vater meinte, für künftige Fälle vorbeugen zu müssen.

Aber die Angelegenheit hatte noch ein anderes Nachspiel. Es war etwa sechs Wochen vor der Konfirmation. Die Dorfjungen hatten von meinem Glanzstück gehört und zogen mich nun gehörig damit auf, bis es mir zuviel wurde. In höchster Erregung nahm ich meinen Holzschuh - es war Krieg - und schlug ihn dem Nächststehenden auf den Kopf. Blutüberströmt brach er zusammen.

Unser alter, ehrwürdiger Pfarrer hatte später eine sehr ernste Unterredung mit meinen Eltern. Er wies darauf hin, daß er mich unter diesen Umständen nur schweren Herzens zur Konfirmation zulassen könne. Nur weil Gott seine Hand über uns beide gehalten hatte, so daß aus mir kein Mörder und aus dem Kameraden kein Erschlagener wurde, bekam er die innere Freiheit, mich einzusegnen.

Damals lernte ich das Wort verstehen:

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!
Psalm 119,9.

Ich habe es im Leben noch oft erfahren: Schutz und Bewahrung vor dem Argen schenkt uns
der gnädige, barmherzige Gott.

HEISST DU WILHELM?

Es war in der Adventszeit.

Einige Quartaner des Gymnasiums hatten mich nach der Religionsstunde gestellt. Jürgen war
der Anführer und Sprecher der kleinen Gruppe. Ich hatte ihnen bald angemerkt, daß sie etwas
Besonderes auf dem Herzen hatten. Und nun war es heraus.

Sie hatten einen „Klub“ gegründet mit vier oder fünf Mitgliedern. „Na und?“ fragte ich, „was
will denn dieser Klub: Blutsbrüderschaft? Da scheinen mir ja die richtigen windigen Gesellen
zusammen zu sein. Etwas Tolles ausbrüten? Vielleicht wieder den Hausmeister ärgern?“

„Nein, Herr Pfarrer. Wir haben nur eine Satzung!“ Jetzt war ich wirklich gespannt, und das
merkten die Burschen. „Ja, Herr Pfarrer, und Sie müssen uns helfen!“

„Ich?“

Da war die kurze Pause zu Ende.

„Das besprechen wir nachher.“

In der großen Pause trafen wir uns. Ich war bewegt, als ich ihren Plan erfuhr, durfte mir aber
nichts anmerken lassen. Da hatten die Kerle doch wirklich ihr Taschengeld zusammengelegt
und wollten von mir Adressen von alten Leuten haben, denen sie im Advent eine Freude
machen konnten! Nur wer sie sonst kannte, konnte ermessen, was für eine großartige Sache
dieser „Jungenklub zur Hilfe für alte Menschen“ war.

Still und heimlich waren die Jungen beim Kohlenhändler gewesen. Es hatte erstaunte
Gesichter bei den alten Leuten gegeben, und als die Jungen es darin dankbar hatten aufleuchten
sehen, da waren sie selber froh geworden. Dann war mit Hilfe der Eltern auch noch eine
Lebensmittelaktion gestartet worden.

Schließlich kam der letzte Tag vor den Weihnachtsferien. Nach der zweiten Stunde spricht
mich Jürgen wieder an. Er will meinen Autoschlüssel haben. Als ich ihn erstaunt ansehe, sagt
er: „Herr Pfarrer, nehmen Sie bitte das Paket für den alten Wilhelm mit. Die Adresse steht
drauf. Ob Sie es ihm wohl am Heiligen Abend geben? Ich kann doch dann nicht von daheim
fort.“

Ob ich es dem Alten geben werde? Ich will es eigentlich nicht; denn er hat es nach meiner
Meinung einfach nicht „verdient“. Immer wieder war er an der Tür gewesen. Und jedesmal
mit einer neuen Ausrede: Geld verloren, Rentenkarte verlegt, Geld von den Nachbarn
gestohlen. Immer sollte es nur ein Aushelfen sein. Und dann hörte man doch von den andern,
daß er es wieder vertrunken hatte. Nein, es hatte keinen Zweck. Das Paket sollte jemand
anders bekommen. Es läutete schon zur Christmette. Ich stand noch einen Augenblick still in
meinem Studierzimmer, da klopfte es. Ob der Küster oder der Organist noch eine Frage
hatten?

Draußen gehen in Scharen die Menschen vorbei zur Kirche. Sie sind eilig. Sie wollen noch
einen guten Platz bekommen. Vor mir aber steht einer, dreckig und unrasiert und poltert: „Da,
Pfarrer, sieh, da gehn die andern! Sie sind satt. Sie haben alles. Die können gut an den lieben
Gott glauben. Ich glaube nicht daran. Ich hab' noch nicht einmal ein Stück Brot am Heiligen
Abend!“

Ich darf mich nicht aufhalten. Ich muß fort, muß hinüber in die Kirche. Da sehe ich auf dem
Schrank das Paket mit dem vollen Namen des vor mir Stehenden liegen. Es wartete noch
darauf, verschenkt zu werden.

Ich nehme es, schaue auf den Namen und frage ihn:

„Du glaubst nicht an Gott, weil er dich vergessen hat? Heißt du Wilhelm?“

Da schaut er mich an. Ich zeige auf seinen Namen und reiche ihm das Paket. Weinend, hilflos steht der alte Mann da.

Ich eile in die Kirche hinüber. Und während die Glocken verklingen, denke ich an Jürgen und seine Jungen. Sie haben geholfen, daß ein alter Mann Gott wieder sehen kann!

Viele Menschen sind von Gott enttäuscht. So hätten sie Ihn sich nicht vorgestellt. Er hat versagt. Ist das der Gott der Liebe?

Irgend etwas stimmt da nicht.

Aber was?

„Der immer gnädige Gott!“ So wurde er uns geschildert, und so wollen wir ihn haben. Ein freundlich lächelnder Gott, der uns Menschen alles Gute gönnt, der um nichts so besorgt ist als um unser Wohlergehen, eine Art Versicherung fürs Leben, eine Bestätigung für alle unsere Pläne. Immer hat er die Hände erhoben, um uns zu segnen. Wir gehen unsere Wege, und er schüttet Segen, Segen herab.

Das ist der Gott des „vernünftigen“ Menschen, der nichts Ungeschicktes tut, der immer milde und gut ist. Ins Leben greift er nur ein, wenn man ihn darum bittet: bei Krankheit, überhaupt in der Not! Das sind Erinnerungen an seine Pflichten gegenüber der Krone seiner Schöpfung, gute und vernünftige Pflichten des lieben Gottes.

Aber auch ungefragt und ungebeten greift er ein. Dann loben sie Fortuna beim Glück, und überkommt sie Unglück, dann rufen die Entsetzten: Was machst du da? Was fällt dir ein? Entspricht das der Verabredung? Du bist doch zum Segnen da! Was unterstehst du dich? Bist du der Gott, an den ich geglaubt habe?

Der Gott, an den ich geglaubt habe ...

Das ist es ja eben! Dieses Gottesbild entspricht genau dem der Heiden, die sich einen Gott nach ihren Wünschen suchen. Sie opfern Hühner und Reis, um Kühe und Enten wiederzubekommen. Ihr Schutzgott hat ihnen alles Gute zu tun, und wenn er es nicht tut, geben sie ihm einen Tritt.

Wir knien zwar nicht mehr vor Steinbildern, aber in Gedanken machen wir uns ein göttliches Wunschbild für den Himmel zurecht, das unseren Ideen entspricht. Doch Gott ist ein Gott, der uns gerade in Sturm und Wetter begegnet, ein Herr aller Herren, majestätisch und schrecklich und doch voll wahrer Güte.

Über dem 90. Psalm steht der Name Moses, eines der gewaltigsten Männer der Weltgeschichte. Er war Gottesmann, Staatsmann und Mittler zwischen Gott und dem Volk zugleich. Von ihm hieß es: „Gott redete mit ihm, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“ Aber gerade dieser Mann ist weit davon entfernt, sich Illusionen zu machen. Der Gottesmann Mose ist ein Beter, der weiß, warum am Menschen nichts zu rühmen ist angesichts der Ewigkeit.

Unsere Sünde trennt uns von Gott. Zwischen ihm und uns stehen Berge von Schuld. Mit unseren Gedanken, Worten und Werken haben wir eine unauslöschlich dastehende Schrift in das Buch unseres Lebens geschrieben. Fast unerträglich ist der Gedanke, daß daran nichts mehr zu ändern sein soll. Mose aber hat den unerhörten Mut, sich auch dieser Wahrheit zu stellen. Er ist bereit zum Bekenntnis der Sünde, auch der tatsächlich nicht anerkannten oder

sogar vom Menschen vergessenen. Dieses Wort von der Sünde gewinnt ein wahrhaft zermalmendes Gewicht, wenn wir nicht nur an einzelne Verfehlungen denken, sondern uns von dem Wort des Römerbriefes richten lassen: „Was aber nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.“ - Da mögen denn auch einmal die „Frommen“ und „Sicheren“ zusammenzucken. Es wäre nur zu verständlich, wenn unter solchen Aussichten Menschen sich treiben ließen. Wohin? Ins Nichts! Und viele tun's. Ihr Leitspruch ist das Wort: Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts, matt, trostlos, reulos starr ich in das Nichts. Aber gerade das tut der Mann Gottes nicht. Er will uns davor bewahren, an der Schwelle zum Tor des Lebens zu verzweifeln. Der Beter hat am Anfang ein Wort ausgesprochen, das größer ist als alles, was an Vergänglichkeits- und Sündenerkenntnis über ihn kam: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für.“ Es gibt also doch noch einen Raum für uns bei Gott, eine ewige Geborgenheit des Geschöpfes in seinem Herrn! Sie ist stärker als der Tod, durch den unser Leben so hoffnungslos gezeichnet ist. Mose wußte das. Er sagt an anderer Stelle: „Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen!“ Also Arme, die uns auffangen, wenn wir stürzen! Weil er das weiß, wendet er sich von seinen Todesgedanken weg und kann ganz einfältig beten: „Herr, kehre dich doch wieder zu uns!“ Das gilt auch heute!

DER REST WAR ANGST VOR GOTT

Die alte Frau stand in Trauerkleidung vor der Haustür und wollte zu mir. Ich hatte sie noch nicht oft gesehen.

Bei ihrem ersten Besuch hatte sie um eine unserer Diakonissen zur Nachtwache bei ihrem schwerkranken Mann gebeten. Bis dahin hatte sie ihn wochenlang allein gepflegt. Dann hatte sie es einfach nicht mehr geschafft.

Eine unserer Schwestern war dann auch gleich eingesprungen. Aus ihren Berichten war hervorgegangen, daß es sehr ernst um den Patienten stand. Auch der Arzt hatte gemeint, daß es einmal sehr schnell gehen könne.

Nun sah ich an der Trauerkleidung, daß es „sehr schnell“ gegangen war. Ich konnte den Besuch, den ich mir vorgenommen hatte, nun doch nicht mehr ausführen.

Wir hatten die äußeren Dinge der Bestattung durchgesprochen. Die Orgel sollte spielen, die Kerzen brennen, die Glocken läuten. Ich suchte nach dem Wort Gottes, über das ich am Grab dieses mir völlig unbekanntes Mannes sprechen sollte. Dieser Frau, die ihn viele Wochen lang treu gepflegt hatte, wollte ich ein Wort des Trostes sagen.

Da unterbrach die Witwe meine Gedanken und sagte etwas, was ich nicht ganz verstand. Mir war, als wäre dabei von einer Axt die Rede gewesen, aber ich begriff nicht, was sie gemeint hatte. Nachdem alles übrige besprochen war, fragte ich, um nichts zu versäumen, noch einmal nach dem Wunsch, den sie eben geäußert hatte. Und da kam es wieder, das Wort, das ich nicht verstanden hatte.

„Herr Pfarrer, wir können es ja ganz kurz machen. Die Fremden und die Neugierigen interessieren mich nicht. Ich habe nur den einen Wunsch, daß Sie nichts von der Axt erzählen!“

Ich muß die Frau wohl sehr hilflos angesehen haben. Ich glaubte wirklich, daß ich sie nicht richtig verstanden hätte. Aber da kam sie mir schon zu Hilfe: „Ach, Sie sind wohl noch nicht so lange hier, um das zu wissen.“

Und dann erfuhr ich, was sich für sie hinter jener merkwürdigen Bitte verbarg:

Sie war schon einmal verheiratet gewesen. Nach dem Tod ihres ersten Mannes hatte sie ganz allein in der Welt gestanden. Und da hatte sie jenen anderen kennen gelernt. Er hatte ihr

zunächst leid getan in seiner Einsamkeit. Niemand hatte es mit ihm zu tun haben wollen; denn er war ein Mörder. Er hatte nicht morden wollen, aber im Trunk hatte er einem Arbeits- und Zechkumpan einen Schlag versetzt. Als er nüchtern geworden war, hatte er sich in einer Zelle wieder gefunden. Die Anklage hatte ebenso kurz wie furchtbar gelautes: Du bist ein Mörder! Er war gegen die Zellentür gerannt. Er hatte an den Eisenstäben seines vergitterten Fensters gerüttelt und es in den hellen Tag und in die dunkle Nacht hinausgeschrien: „Ich wollte ja nicht!“

Aber die Tat war nicht ungeschehen zu machen. Der Erschlagene wachte nicht wieder auf. Verstehende Richter sprachen ein mildes Urteil. Man gab ihm Arbeit in seiner Zelle. Er war aber frühzeitig gealtert und hatte schon mit dem Leben abgeschlossen.

Dem Gefängnisgeistlichen war der stille Mann im Gottesdienst und bei seinen regelmäßigen Besuchen in dessen Zelle aufgefallen. Sie hatten miteinander auch über die ewigen Dinge gesprochen. „Aber“, so hatte der Sträfling später seiner Frau erzählt, „wenn ich dann allein war und wenn die

Nächte kamen, dann war es nicht auszuhalten. Die Nächte forderten von mir das geraubte Leben.“

Der Gefängnispfarrer hatte, unterstützt durch die Leitung der Strafanstalt, ein Gnadengesuch für den armen Mann eingereicht. Man war überzeugt, daß er nicht wieder straffällig werden würde, und hatte ihm einige Jahre seiner Haft geschenkt.

So war er wieder ins Leben zurück entlassen worden. Aber er fand sich nicht zurecht.

Da hatte er die Frau kennen gelernt, die mir nun im Sessel gegenüber saß. Sie hatte nicht nur Mitleid mit ihm, sie faßte Vertrauen. So hatten sie geheiratet.

„Herr Pfarrer, er war wirklich von Herzen gut. Was er mir Liebes tun konnte, das tat er. Nur die Abende und die Nächte waren schrecklich! Wissen Sie, da bekam er solche Angst, daß er die Axt mit in sein Bett nahm. Angst, daß man das Leben von ihm fordern könne - und er wollte sich wehren. Ach, diese Angst, Herr Pfarrer.“

Ich fragte, ob er denn nicht Beruhigung gefunden hätte dadurch, daß er vor seinen weltlichen Richtern gestanden und seine Schuld gebüßt hatte.

„Das schon, Herr Pfarrer. Aber die Angst war doch geblieben, die Angst vor ... Ich weiß es selbst nicht.“

Da fuhr ich fort: „Die Angst vor Gott!“

Da nickte sie: „Das glaube ich wohl auch.“

Auf dem Friedhof waren dann nur wenige Menschen gewesen. Mir aber gingen, immer wenn ich an diesen Mann dachte, die Worte des Psalmsängers David nicht aus dem Sinn:

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist
und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?

Führe ich gen Himmel, so bist du da.

Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte
und bliebe am äußersten Meer,

so würde mich doch deine Hand daselbst führen
und deine Rechte mich halten.

Und an das Zeugnis des Petrus, das er stellvertretend für
die Jünger vor Jesus aussprach:

Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

ZUR ZEIT UND ZUR UNZEIT

„Vor dreißig Jahren berichteten die christlichen Zeitschriften in langen Artikeln über den Neger Harry. Er war einer der mutigen Christuszeugen des schwarzen Kontinents und starb 1929.

Als Schiffsjunge war er auf einem Dampfer mit dem Evangelium in Berührung gekommen und hatte etwas von der überragenden Kraft des Herrn Jesus Christus an sich selbst erfahren. Später erhielt er in einem Traumgesicht den Auftrag, seinen Landsleuten die Frohe Botschaft vom Heiland der Welt zu verkündigen. Diesem Auftrag folgte er.

Er zog von Dorf zu Dorf, in der linken Hand eine Bibel, in der rechten ein Kreuz als Stab. Und an allen Orten rief er seinen Stammesgenossen immer wieder zu: „Macht euch bereit - der Herr kommt! Werft eure Fetische und die Zaubermittel weg. Es gibt nur einen Retter: Und das ist Jesus Christus!“

Dann zeigte er auf die Bibel: „Das ist Gottes Wort!“ Und danach auf das Kreuz: „Daran starb er für euch!“

Die Wirkung dieses schlichten Zeugnisses war gewaltig. Wo er hinkam, strömte das Volk zusammen. Tausende seiner Landsleute hörten den Ruf, wurden gepackt und vor die Entscheidung gestellt.

Da griff die französische Kolonialregierung ein. Sie witterte hinter diesem Mann einen politischen Agitator und reagierte entsprechend mit Ausweisung und Haftbefehl. Der Rufer blieb nun still.

Der Brand jedoch, den er angefacht hatte, loderte zu einem hellen Feuer auf, das nicht mehr gelöscht werden konnte.“ Meine jungen Hörer saßen nachdenklich im Kreis um mich herum. Es war kurz vor der Konfirmation, und wir hatten uns zu einigen Rüsttagen zusammengefunden, um Weg und Ziel, die vor uns lagen, noch einmal klar ins Auge zu fassen. Ich hatte versucht, ihnen deutlich zu machen, daß jenes Wort des Paulus, „zur Zeit und zur Unzeit das Evangelium weiterzusagen“, bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit behalten hat. Und daß das bedeutet, daß auch wir heute das Wort vom Kreuz, das den einen ein Ärgernis und den anderen Kraft bedeutet, in dieser Welt nicht zum Stillstand kommen lassen dürfen. Wir alle sind damit gemeint und dazu aufgerufen, dieses Evangelium weiterzutragen, ob die Gelegenheit dafür günstig erscheint oder nicht.

Nun wollten wir sehen, wie andere Menschen dieser Aufforderung, die frohe Botschaft zur Zeit und zur Unzeit weiterzusagen, nachgekommen waren. Und der schwarze Christuszeuge Harry war ein solches Beispiel.

Aber da hob auch schon einer aus dem Jungenkreis den Kopf und sagte: „Sie hatten uns noch eine zweite Geschichte versprochen, Herr Pfarrer!“

Jene andere Geschichte, die davon spricht, wie einer auf Gedeih und Verderb bereit ist, ein Zeuge seines Herrn zu sein, hatte uns einmal ein Professor erzählt. Sie spielt in einer unserer Hansestädte.

Da kommt eines Abends der Direktor eines großen Werkes in sein Hotel. Nach einem Tag voll anstrengender Besprechungen - es ging um einen großen Auftrag - wollte er nun in aller Ruhe essen. Den Tag über war er nicht dazu gekommen. Der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen.

Der Kellner hatte ihm in einer Ecke des Restaurants einen abgelegenen Tisch reserviert. Das tat gut. Er konnte jetzt, in der inneren Anspannung, mit keinem Menschen sprechen.

In diese aufkommende Zufriedenheit eines Menschen hinein, der weiß, daß er getan hat, was in seinen Kräften lag, drang die Stimme des Kellners: „Herr Direktor, Sie werden am Telefon verlangt!“

Der aber wollte sich auf keinen Fall stören lassen. Deshalb gab er dem Kellner die kurze Anweisung: „Sagen Sie bitte, ich wäre nicht da!“

Damit war für ihn, der gewohnt war, Befehle zu erteilen, die unverzüglich zu befolgen waren, die Angelegenheit erledigt. Das gehörte zu den alltäglichen Dingen, die oft vorkamen. Wo sollte er, der Vielbeschäftigte, sonst wohl mit seiner Zeit hinkommen? Er würde sich verzetteln!

Neben ihm räuspert sich jemand. Erstaunt blickt er auf und stellt zu seiner Verwunderung fest, daß der Kellner noch immer vor ihm steht. Ob er auf ein Trinkgeld wartet? Der sollte schon nicht zu kurz kommen, aber jetzt sollte man ihn endlich in Ruhe lassen. „Haben Sie es schon bestellt?“

Der Kellner ist ein gewandter Mann. Er hat seine Lehr- und Wanderjahre im In- und Ausland verbracht und kennt die Menschen mit der seltenen Beobachtungsgabe, die vielen seines Berufes eigen ist. Er schüttelt den Kopf und verneint.

Der Direktor will auffahren, aber er beherrscht sich. Er will in dem vollbesetzten Restaurant keinen Skandal. Durchdringend schauen seine Augen den Kellner an. Gepreßt kommt es über seine Lippen: „Warum tun Sie nicht, was ich Ihnen sage?“

Der Mann ihm gegenüber strafft sich. Er läßt sich nicht anmerken, was für ein Kampf in ihm vorgeht. Seine Antwort ist klar und kommt fast ohne Zögern: „Ich kann nicht lügen!“ Da erhebt sich der Direktor mit einem Ruck. Die Adern an seiner Stirn sind hervorgetreten. Er beherrscht sich nur mühsam und verläßt mit schnellen Schritten das Lokal. Der bestürzte Portier hört eine harte Stimme, die barsch die Rechnung fordert.

Im Hintergrund steht der Kellner. Er weiß, daß es um seine Stellung geht; aber er kann nicht anders.

In seinem Zimmer wirft der Direktor aufgeregt die Sachen in den Koffer. Er ist wütend, aber er kann sich der Wirkung jener Auseinandersetzung mit dem Kellner nicht entziehen. Der Mann hatte Mut! Warum sollte er das nicht offen zugeben? Er galt doch sonst als gerechter Mann.

Er zögert einige Augenblicke. Dann greift er kurzentschlossen nach dem Hörer und bittet den Pförtner, ihm den Kellner heraufzuschicken.

Bald darauf steht dieser dem Gast gegenüber. Der ist jetzt ganz ruhig. Er erzählt von seiner Arbeit und von seinen Leuten, die solche Aufträge wie jenen vorhin ganz sicher ohne Bedenken ausführen würden.

Da unterbricht ihn der Kellner: „Entschuldigen Sie, Herr Direktor, früher, da konnte ich das auch. Aber ...“

„Was gibt es denn da groß für ein Aber?“

Der Kellner schweigt einen Augenblick, dann antwortet er: „Seit ich den Herrn Jesus kenne, seitdem kann ich das nicht mehr!“

Hier endet unsere Geschichte. Wir wissen nur noch, daß der Kellner für den Rest des Abends Urlaub erhielt. Er wurde zum Boten, der es zur Zeit und zur Unzeit weitersagte:

„Es ist in keinem andern Heil,
ist auch kein andrer Name unter dem Himmel
den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden,
denn allein der Name Jesus Christus!“

Apostelg. 4,12

DIE ZWEIFLER

Aus dem Vermächtnis eines Freundes.

Drei junge Wanderer stapfen durch den morgendlichen Winterwald. Drüben in der Schonung

schwirrt eine Meisenschar auf. Bei ihrem Anflug wirbeln die Schneekuppen lautlos wie Staubwölkchen von den Fichtenzweigen. „Prächtig hier oben!“ sagt Christoph Dähler. Ein frohes Lachen antwortet ihm. Friedrich Götsch streicht den Schnee vom Zweig einer Tanne. Sie kommen an einem Waldbach vorüber, der noch nicht ganz zugefroren ist. „Da seht!“ ruft einer. Pfeilgeschwind gleitet ein Eisvogel über die Wasserfläche. Schrill ist sein Ruf, buntschimmernd sein blau-rot-weißes Gefieder. So schnell, wie er gekommen ist, ist er wieder verschwunden.

Sie wandern am Schlag vorüber, auf dem noch die Feuerstellen der Holzschläger sichtbar sind. Verlassen liegt der Platz, weil Sonntag ist. Auch morgen wird der Schlag der Äxte nur für wenige Stunden klingen. Der Christabend schickt die Menschen früher als sonst aus dem Werktag in ihre Häuser. „Ich verstehe nicht“, sagt Christoph Dähler, „daß Gott anderswo erlebt werden könnte als in der Erhabenheit der Natur.“

Traugott Harms schiebt seinen Arm in den des Freundes und nickt zustimmend. „Du hast recht“, sagt er. „Auch Weihnachten kann nur hier draußen erlebt werden. Was so Weihnachten genannt wird, begreife ich nicht. Gott ist zu groß, als daß er sich in einem Menschen offenbaren sollte, der in Armut geboren wurde und in Schande starb. Für Kinder mag das ein gutes Märchen sein, für Erwachsene gibt es eine sentimentale Stimmung ab.“

„Und eine kümmerliche dazu“, meint Friedrich Götsch. „Mit Karpfen fängt es an und mit Punsch hört es auf. Dazwischen plätschert der Strom bürgerlicher Rührseligkeit. Brrr ... Er schüttelt sich lachend.“

„Ihnen die Rührung und uns die Wirklichkeit!“ sagt Christoph Dähler mit gewolltem Pathos. Hell scheint die Sonne. Sie taucht den Winterwald in rötliches Licht. Durch die Brombeerranken huscht ein Zaunkönig, hüpfert auf dem Boden umher, und dann schmettert er ein Lied in die reine Luft. Die jungen Burschen greifen mächtig aus. Am Abend, als sich der Sternenhimmel über die schweigende Landschaft spannt, kehren sie in dem niedrigen Haus am Eingang des Gebirgsdorfes ein. Hier wohnt der Lehrer des Ortes, ein stiller Mann, bei dem die drei die erste Nacht ihrer weihnachtlichen Wanderung verbringen wollen. Er ist ein Verwandter von Friedrich Götsch und diesem wie allen jungen Menschen mit verstehender Liebe zugetan.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß das bescheidene Wohnzimmer bald von ungetrübter Fröhlichkeit widerhallt. Auf dem Tisch liegt ein Kranz aus Tannenzweigen, in den vier Adventskerzen gesteckt sind. Ihr warmes Licht taucht den Raum in eine freundliche Helle. „Du, es war herrlich, Onkel!“ sagt Friedrich Götsch. Er hat das schon oft gesagt und die Worte immer wieder an den Schluß seiner begeisterten Schilderung gesetzt. Er erzählt, daß ihre Herzen weit geworden seien in der Pracht der verschneiten Berge. Und daß ihnen da draußen in der Reinheit und Unberührtheit des Waldes Gott begegnet sei. Das wäre doch alles viel echter und wirklicher als die Weihnacht, wie sie die Menschen sonst feierten. Denn das sei doch schließlich nur armselige Stimmung.

Seine Kameraden pflichten ihm lebhaft bei. Traugott Harms sieht dabei zu dem Bild hinüber, das über dem Schreibtisch hängt. Albrecht Dürer hat diesen Christus gezeichnet, von dem sie am Morgen behauptet hatten, daß er in Armut und in Schande gestorben sei.

Der alte, stille Mann tut nicht, was die drei jungen Stürmer erwarten: Er springt nicht auf, hält keine Verteidigungsrede. Statt dessen fährt er mit einem kleinen Tannenzweig durch das flackernde Kerzenlicht, daß ein feines Knistern hörbar wird. Dann sagt er: „Ihr habt recht, es ist eine armselige Sache um das Weihnachtsfest, wenn darunter nur flüchtige Stimmung verstanden wird. Aber ich habe hier im Dorf einmal erlebt, daß Weihnachten doch auch nüchterne Wirklichkeit sein kann.“

Mit dem Gefühl einer selten getäuschten Erwartung, das immer dann geweckt wird, wenn ein

lauterer Mensch jungen Zweiflern gegenüber steht, drängen sie ihn zu erzählen, und der Lehrer erzählt:

„Das ist nun schon eine Reihe von Jahren her. Ich war noch nicht lange hier im Dorf. Mein Nachbar, der Möllenhofbauer, dessen Gehöft an den Garten des Schulhauses grenzt, machte mir viel Mühe. Er war ein mürrischer, ja finsterner Mann, dessen Jähzorn im ganzen Dorf bekannt war. Es war nicht möglich, mit ihm in ein noch so loses freundschaftliches Verhältnis zu kommen, so sehr ich mich auf allerlei Weise darum bemühte. Er lehnte jeden Versuch hart und schroff ab. Dafür machte er mir mit immer neuen Schikanen das Leben schwer. Damals habe ich wie nie früher oder später erfahren, wie nötig die Bitte um treue Nachbarn ist. Noch schlimmer aber trieb es der Mann mit dem Wilkenhofbauer. Es ist nicht nötig, von all dem häßlichen Streit zu erzählen. Jedenfalls herrschte jahrelang Unfriede. Der Wilkenhofbauer starb in jener Zeit, und an seinem Tode ist sein Nachbar wohl nicht ohne Schuld gewesen.

Etwa zwei Jahre mochten vergangen sein. Ich ging am Heiligabend, wie ich es immer tue, hinüber zum Friedhof, um die Kerzen an den kleinen Tannen anzuzünden, die auf meinen vier Gräbern stehen. Als ich durch das Pfortchen trete, sehe ich, wie sich ein Mann an einem Grab zu schaffen macht. Durch das Knarren der Pforte gestört, läuft er eilig davon und ist mit einem Sprung über die niedrige Mauer verschwunden.

Es war an dem sternenhellen Abend und bei dem leuchtenden Schnee nicht schwer, den Möllenhofbauer zu erkennen. Ich war so erschrocken, daß ich darüber vergaß, was mich auf den Friedhof geführt hatte. Das Grab, vor dem der Mann gestanden hatte, war mir bekannt; es war das des Wilkenhofbauern.

Als ich zu dem Hügel trat, fand ich nichts Besonderes. Nur ein Kranz aus frischem Tannengrün lag unter dem schlichten Kreuz. Es war zu erkennen, daß ihn schwere Hände gewunden hatten. Auch sah man, daß er noch nicht lange dort lag, denn er war nicht vom Schnee bedeckt, und bis vor einer halben Stunde hatte es geschneit. Obwohl ich nichts Auffallendes gefunden hatte, war ich doch unruhig und blieb es den ganzen Abend. Der Gedanke, daß selbst an diesem Abend, an dem die Glocken den Frieden auf Erden verkündigten, die Zwietracht ihr Wesen trieb, störte mich immer wieder auf.

Unruhig und spät ging ich zu Bett. Ich mochte vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als ich ein Klopfen an meinem Fenster hörte. Zuerst glaubte ich, ich hätte mich getäuscht, aber das Klopfen wiederholte sich. Ich trat ans Fenster, hauchte den Frost von der Scheibe und erkannte den Möllenhofbauer.

Es ist mir nie recht bewußt geworden, wie es danach eigentlich zugegangen war. Ich kann nur sagen, daß wir uns an diesem Tisch hier gegenüber saßen. Wir sind wohl lange Zeit zusammen gewesen. Von den Worten des späten Besuchers ist mir keines verloren gegangen. Sie gehören nicht vor das Ohr anderer Menschen. Aber soviel kann ich sagen, daß er ein halbes Jahr vorher durch einen schwerkranken Knecht, der jede Härte des Bauern als Mann und Christ getragen hatte, im Gewissen getroffen worden war. Von da an war mein Nachbar voll Unruhe in die entferntesten Kirchspiele gelaufen, wo er unerkant die Predigt hörte, bis er an jenem Christabend unter seinen bisherigen Lebensweg einen Strich zog.

Als erstes hatte er am Grab seines toten Nachbarn einen Kranz aus Tannenzweigen niedergelegt. Von dort war er zu der Familie des Wilkenhofbauern gegangen, danach in später Stunde zu mir. Zuletzt habe ich seine Bitte erfüllt, mich ans Klavier gesetzt und mit ihm, der eine rauhe, brüchige Stimme hatte, den Vers gesungen:

„Ich lag in tiefer Todesnacht, du wurdest meine Sonne,
die Sonne, die mir zugebracht Licht, Leben, Freud und Wonne.

O Sonne, die das werthe Licht des Glaubens in mir zugericht', wie schön sind deine Strahlen.“

Im Leben des Möllenhofbauern war Weihnachten eine Wirklichkeit geworden. Gott hatte einen Menschen des Friedens aus ihm gemacht. In seinem Herzen brannte das Licht des Glaubens, das die kleine Welt erleuchtete, in der er stand. Ihr könnt die Spuren seines tätigen Glaubens noch heute verfolgen.

Solche Menschen sind Träger der Weihnacht. Durch sie schafft Gott sein Werk in einer Zeit, der es weithin an dem Frieden fehlt, der uns mit dem Kind in der Krippe geschenkt wird."

Als sich die Kameraden in der kleinen Scheune des Schulhauses das Lager herrichteten, sprachen sie von Dingen, die mit ihren Gedanken in keinem Zusammenhang standen.

„Ich muß morgen früh ein paar Nägel in meine Schuhsohlen schlagen“, meinte Friedrich Götsch.

„Vergeßt bloß nicht, Brot einzukaufen“, mahnte Christoph Dähler.

Und während Traugott Harms einen Haken am Querbalken suchte, um die Stalllaterne daran aufzuhängen, pfiff er leise die Melodie vor sich hin, nach der die Worte „Ich lag in tiefer Todesnacht, du wurdest meine Sonne ...“, zu singen sind.

„BLEIB BEI IHM“

Das Vermächtnis eines Freundes.

An der Grenze der Stadt liegt das Krankenhaus, dort, wo der Lärm in die Stille versinkt, die auf den Feldern ist, über die mit schweren Schritten der Bauer geht.

Es ist gut, dieser Stille nahe zu sein, und von den Fenstern herab auf die Furchen des Ackers zu sehen, in denen die neue Saat keimt. Sie wächst ohne Lärm, wie alles, was Frucht bringt, und kommt aus dem Dunkel an die Sonne empor.

Ja, es ist gut für den Menschen des Hauses, den Feldern und der Sprache des Schöpfers nahe zu sein. Ist auch vielen das Auge gehalten und das Ohr verschlossen, weiß es doch manch einer: Wenn das Korn im Dunkel des Erdreichs stirbt, erwacht es zu neuem, fruchtbarem Leben. Ob Korn oder Mensch ... was Gottes Weisheit in die Tiefe führt, bringt Gottes Gnade verwandelt ans Licht.

Entrückt ist es dem Lärm der Straßen, und fernab aller Unruhe steht das Haus. Weite Rasenflächen liegen wie Teppiche vor ihm gebreitet, und wenn der Wind kommt, rauscht es in den Kronen der Linden, die wie Wächter vor der Pforte stehen. Drinnen gehen die Schwestern über Treppen und Flure. Ihr Schritt ist leise wie die Liebe, von der gesagt ist, daß sie das ihre nicht sucht. In luftigen Zimmern wohnt verhaltene Ruhe. Wenn sie unterbrochen wird, ist es ein Ruf nach der Schwester, ab und an ein Sprechen von Kranken zu Kranken, selten ein Lachen, das sich müde von blassen Gesichtern löst. Diese Ruhe verdeckt den beständigen Kampf mit dem Schicksal, wie es die Menschen nennen, verhüllt das Ringen mit jeder gegenwärtigen Stunde, von der keiner weiß, wer der Stärkere ist.

Das hinterste Zimmer des ersten Stockwerks ist eingetaucht in die weiße Sonne des nahenden Frühlings. Ihr wärmendes Licht gibt dem stillen Raum einen hellen Schein. Im Bett an der Wand schläft ein Kranker, dessen geöffnete Hände auf dem Betttuch liegen wie die Hände eines Menschen, der sich dankbar beschenken läßt. Am Kopfende des Bettes steht die kleine Tafel, die eine nüchterne Ordnung erfüllt. Mit klarer Schrift ist darauf verzeichnet, daß hier seit einigen Tagen Andreas Edeling liegt. Andreas Edeling, 21 Jahre alt. Unter dem Täfelchen hängt ein Blatt Papier, mit einigen Zahlen beschrieben, neben denen dünne Federstriche laufen, die kleine Punkte miteinander verbinden. Es sieht aus wie die Zeichnung eines Kindes, das zum ersten Male die Feder führt, auf und ab, ohne nach Maß und Ziel zu fragen. Oder wie ein zackiges Gebirge, dessen Spitzen steil in die Höhe klettern und schroff abfallen.

Doch das sieht Andreas Edeling nicht. Noch ist er zu schwach, um den Kopf zu wenden. Aber

wenn die Kraft wiederkommt, wenn er die ersten Schritte im stillen Zimmer tun wird, dann wird er das Auf und Ab des zurückgelegten Weges sehen. Dann wird er die Hände ineinander legen und Gott danken, daß er ihn aus diesem Auf und Nieder geführt hat. Jetzt fehlt die Kraft noch. Schwache Menschen sehen die Kurve nicht, die in die Höhe und in die Tiefe zeigt und ein ruheloses Leben offenbart.

Nun ist die Tür gegangen. Eine Schwester ist behutsam ins Zimmer getreten, um eine Vase mit Schneeglöckchen auf den Tisch zu stellen. Darüber ist Andreas Ebeling aufgewacht. Als er die Blumen sieht, glänzt in seinen Augen die Freude, wie oft bei Kranken und immer bei Kindern, die man beschenkt. Aber mit dem Erwachen ist auch das grübelnde Fragen zu-

rückgekehrt, das den Kranken seit jener Stunde gefangen hält, in der er sich den Ernst deuten konnte, der hinter den knappen, freundlichen Worten des Arztes stand. Andreas Ebeling denkt an die spielenden Kinder am Uferstrand, an den zehnjährigen Jungen, der auf der Eisdecke lief, die ihn nicht zu tragen vermochte. Er hörte den Hilferuf des Verunglückten und das Schreien der Kameraden, die nicht helfen können.

Dann war er in das eisige Wasser gesprungen und hat mit unsäglicher Mühe den Jungen ans Land gezogen; hat ihn dann in seinen Mantel gehüllt und ins weit entfernte nächste Haus getragen. Danach hatten ihn die Kräfte verlassen, und dann kam das Fieber. Als er die erste klare Frage stellen konnte, lag er in dem Zimmer, in das jetzt die Sonne des nahen Frühlings scheint.

Zu keiner Stunde ist ihm sein Verhalten fragwürdig geworden. Er ist noch immer bereit, das gleiche zu tun, wann und wo es auch sei. Aber daß nun der Weg seines Lebens zu einem Umweg werden soll, daß alle Ziele, die er sich gesteckt hat, in weite Ferne rücken, das begreift er nicht. Zu früh fiel ihm der Abend auf den Weg.

Andreas Ebeling zweifelt nicht. Er ist Christ, ein Mann, der glaubte, daß ihn sein Herr auch im Dunkeln nicht verläßt. Wer aber nur im hellen Licht des Tages geht und nicht geübt ist, in der Nacht zu wandern, des Schritte werden eine Weile nicht mehr sicher sein.

Der Kranke streicht mit beiden Händen über das weiße Betttuch. Langsam schwindet die Sonne. Nur noch ein schmaler Streifen läuft schräg über die hintere Wand. Andreas Ebeling wendet sich wieder nach dem Duft der Frühlingsblumen. Jetzt erst sieht er eine kleine Karte, die neben dem Glase hegt. Mühsam greift er danach und weiß, noch bevor er die Worte liest, wem die einfache Schrift gehört. „Bleib bei ihm! Deine Mutter.“

Die Worte sind wie ein Segen. Andreas Ebeling hat eine große Stunde an diesem sinkenden Tag. Er sieht zwei Männer über die Felder gehen, deren Reden das Ringen um volle Gewißheit zum Inhalt hatten. Sie kommen aus der heiligen Stadt und gehen hinab in ihr schlichtes Haus. Fragen und Sorgen stehen in den Gesichtern wie Schatten, die der Abend auf die Erde legt. Aber in dieser dunklen Stunde ist der, von dem sie reden, an ihre Seite getreten. Sie wissen es nicht, weil ihre Augen gehalten sind. Aber sie werden es erkennen - an der Weise, wie er Brot bricht und wie er es den Seinen gibt.

Andreas Ebeling weiß nun, daß sich das Erleben jener Männer wiederholt, wie es sich durch Jahrhunderte wiederholt hat: zu denen, die im Dunkeln gehen, gesellt sich der Herr; er geht an ihrer Seite und weiß, worum sie sich sorgen; er wird das grübelnde Verlangen stillen und alle Sehnsucht wird erfüllt sein durch ihn selber.

Darüber ist der Kranke still und froh geworden. Vor seinen Augen steht die große Schar der Menschen, auf deren Lebensweg ein abendlicher Schatten liegt. Und als er seine Hände ineinander legt, weiß er, daß diese eine Bitte ihm und allen anderen helfen wird, Jesus, den Herrn, in einem neuen Licht zu sehen:

„Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden ...“

Lukas 24,29

Osterglaube - das heißt: größer zu sein als alles, was einem in der Welt widerfährt. „Des solln wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein.“

Ohne Ostern wäre die Welt sinnlos!

Ohne Ostern wären wir der Nichtigkeit und der vergehenden Zeit voll und ganz überlassen.

Ohne Ostern wäre unsere Existenz nichts anderes als ein beständiges Sterben.

Ohne Ostern gingen wir Schritt für Schritt unserem unwiderruflichen Ende entgegen.

Ohne Ostern würde dem Tod das letzte Wort gehören: „Wär' er nicht erstanden, wär' die Welt vergangen!“

ICH HATTE KEINE ZEIT

Wir gingen nebeneinander, als wir durch das Tor des Lagers zum Bahnhof zogen: der Karl und ich.

Und wir lagen dann auch auf der weiten Fahrt nebeneinander im Waggon.

Als wir an die Beresina kamen, da erzählte ich Karl von dem Lied, das hundert Jahre vor uns Menschen im kalten Winter an diesem Fluß gesungen hatten:

Unser Leben gleicht der Reise
eines Wandrers durch die Nacht.

Jeder hat auf seinem Gleise
etwas, das ihm Kummer macht.

Seinen Kummer hatte mir Karl schon Monate vorher erzählt. Sein Leben war bis dahin ein Wandern durch die Nacht gewesen. Nach dem Abschluß seines Ingenieurstudiums hatte die Arbeitslosigkeit seinen Plänen ein Ende gesetzt. Statt kühne Träume zu verwirklichen, hatte er sich als Gelegenheitsarbeiter verdingen müssen. Da war er auf fremden Schiffen in die Welt hinausgefahren. Lebendig erzählte er von seinen Erlebnissen auf Sumatra, Haiti oder Island. Dann war der Krieg gekommen. Bei Nacht und Nebel hatte der Kapitän die Reise abgebrochen, um die Heimat noch zu erreichen. Und es war ihm gelungen, noch einen deutschen Hafen anzulaufen.

Seitdem waren elf Jahre vergangen. Von seinen Eltern in Danzig hatte Karl keine Nachricht. Die Posttage im Lager waren seine einsamsten Stunden gewesen. Er hatte auf seiner Pritsche gelegen und sich schlafend gestellt. In seinem Herzen aber hatte er mit Gott gehadert.

An einem Abend hatte er mich nach dem Gottesdienst angesprochen. Nach einem langen Gespräch hatte ich ihn gefragt: „Warum hast du nicht mit Gott gerechnet?“

Und ich hatte zur Antwort bekommen: „Ich hatte keine Zeit dazu.“

Im Lager aber hatten wir Zeit. Und ich durfte bei ihm erleben, wie neu wahr wurde, was zweitausend Jahre vorher der Meister einem suchenden Menschen zurief, der auch keine Zeit gehabt hat: „Ich muß heute in deinem Hause einkehren!“

Karl gehörte zu denen, die es ernst meinten. Er hatte klare Fronten bezogen, und er hatte es seinen Kameraden mutig bekannt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“

Nun befanden wir uns auf der Heimfahrt. Als wir entlassen wurden, trennten sich unsere Wege. Die Zeit ging dahin, man verlor die Gefährten von damals aus den Augen. Ich hörte nichts mehr von Karl.

Nun habe ich ihn nach zehn Jahren wiedergesehen. Er fuhr in einem schweren Wagen bei mir vor.

Was hatten wir uns nicht alles zu erzählen! Und immer wieder hieß es dazwischen: „Weißt du noch?“

Karl hatte Arbeit als Ingenieur gefunden und war mit Elan an den Bau eines neuen Lebens gegangen. Bewundernd mußte ich ihn anschauen. Er war ein Mann, der etwas geleistet hatte. Es mußte eine große Stunde für ihn gewesen sein, als der Generaldirektor seines Werkes ihn anlässlich einer Konferenz zum Chefkonstrukteur berief.

Geheiratet hatte er auch, und natürlich besaß er ein eigenes Haus. Seine Frau bereitete ihm ein schönes Zuhause. Gemeinsam hatten sie herrliche Ferien im Land der Mitternachtssonne verbracht. Diese gewaltige Landschaft hatte Karl gepackt.

Aber die Ferienwochen waren nur eine Atempause gewesen. Jetzt ging es weiter. Die neue Existenz forderte Zeit, Kraft und ganzen Einsatz seines Manneslebens.

Während er erzählte, mußte ich Karl immer wieder anschauen. Etwas in seinem Gesicht und in seinem Leben machte mich unruhig. Ich bekam Angst um ihn. Und als er das nächstmal fragte, „Weißt du noch?“, da unterbrach ich ihn:

„Weißt du noch, Karl, daß du damals gesagt hast: Der Weg, den ich bisher gegangen bin, war im Dunkel; weißt du noch, daß du mit deinem ganzen Jammer vor Gott tratest? Weißt du noch, daß du gesagt hast: Ein Leben mit Christus, das ist wert, gelebt zu werden. Und der Dank gegen Gott für dieses Heimkommen soll in meinem Leben sichtbar werden!? Weißt du noch? - Wie war das nun in diesen letzten zehn Jahren? Wie steht es mit dem Wort: Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde?“

Da hörte ich zum zweiten Mal aus seinem Mund das erschütternde Bekenntnis: „Ich hatte keine Zeit dazu!“

Am Anfang hatte das Wollen gestanden. Kein Tag ohne Gottes Wort. Sich von ihm führen lassen!

Dann wollte er vorwärtskommen.

Aber da waren auch die andern. Die fragten nicht nach Gott und kamen zu etwas im Leben. Karl wollte nicht beiseite stehen. Und wenn er zum Gottesdienst wollte, dann meinte seine Frau: „Wir können ihn doch auch am Radio hören!“

Und dann ging es auch mit dem Beten nicht mehr. Als er das sagte, zuckte es um seinen Mund. Und ich wußte: Das ist seine ganze Armut in allem äußeren Wohlstand. Da war der Scheideweg. Darum hatte er auch keine Zeit mehr für Gott. Und doch klang aus all dem Erzählen und Berichten des Erfolgreichen die Frage: Wie kann es anders werden? Wie sollte ich ihm jetzt helfen?

In eine Gesprächspause hinein sagte ich: „Sieh, Karl, da sind zwei Bereiche. In dem einen regiert Gott, und in dem anderen herrschen die anderen Mächte. Martin Luther nennt das so: Der Mensch ist wie ein Gaul. Geritten wird er auf jeden Fall, entweder von Gott oder vorn Teufel. Frei herumlaufen kann er nicht. Das, Karl, ist auch bei dir die entscheidende Frage: Mit Gott leben, oder ohne Gott untergehen. Unter der Herrschaft Gottes aber steht nur, wer sagen kann, daß Christus sein Herr ist.“

Da saß er mir gegenüber, der Karl. Und ich sah in seinen Augen die Frage: Wie finde ich wieder hin zu diesem Bekenntnis? Ich kann doch nicht mehr beten! Ist beten nicht verlorene Zeit? Wird Gott mich denn erhören?

Da sagte ich ihm das Wort eines unserer Theologieprofessoren: „Beten ist das Kühnste und das Demütigste, was ein Mensch tun kann. Beim Beten falten wir die Hände, um zu zeigen: jetzt tun wir nichts mehr, mit unserem Tun sind wir am Ende. Wir können jetzt nichts anderes mehr, als dich, Vater, tun lassen. Gebet ist Ohnmächtigkeitserklärung, Gebet ist Lebensübergabe: Jetzt nimm du das Steuer, ich kann nicht mehr!“

Da unterbrach mich Karl: „Du, darf ich ihm das jetzt sagen?“ Dann beteten wir.

Beim Abschied meinte Karl, er sähe oft, wenn er hinter einem Lastzug herführe, am Anhänger

das Schild: Nimm dir Zeit und nicht das Leben.

Von jetzt ab wolle er sagen: Nimm dir Zeit für Gott, dann hast du Leben!

„HERR PFARRER, JETZT DÜRFEN SIE KOMMEN!“

Die Diakonissenstation liegt mitten in unserer Gemeinde. Jeder freut sich, wenn er unsern Schwestern zu Fuß oder per Rad begegnet. Und jeder weiß auch, daß er bei Tag oder Nacht an ihre Türe klopfen darf; er mag katholisch oder evangelisch sein, noch zur Kirche gehören oder sie schon vor Jahren verlassen haben.

Die Leute in unserem Bezirk wissen, daß danach nicht gefragt wird. Man schätzt die Schwestern, aber man gibt sich kaum Mühe, darüber nachzudenken, warum sie ihren Dienst tun. Sie sind da, und damit rechnet man. Das genügt.

So mag auch jene Frau gedacht haben, die in einer stürmischen Nacht auf der Schwesternstation um Hilfe bat. Sie war am Ende ihrer Kraft. Da hatte der Doktor geraten: „Gehen Sie zu den Schwestern und lassen Sie sich helfen. Es steht sehr ernst um Ihren Mann!“

Eine der drei Schwestern hatte sich fertig gemacht und war mitgegangen. Und aus der einen Nacht waren viele Nächte geworden. Der Schwerkranke hatte sich schnell an die Schwester gewöhnt. Sie aber wußte, daß mit seinem Aufkommen menschlich nicht mehr zu rechnen war. Darum nahm sie ihre Aufgabe doppelt ernst. Und in einer guten Stunde fragte sie den Kranken in ihrer schlichten Art, ob er denn mit Gott im reinen sei.

Da hatte den Mann eine ungeheure Erregung erfaßt. Nur mühsam konnte die Schwester ihn beruhigen. Keuchend stieß er hervor:

„Davon habe ich mein Leben lang nichts gehalten. Und dabei bleibt es auch, wenn ich sterben muß!“

Die Schwester blieb gleichbleibend freundlich. Sie pflegte den ihr Anbefohlenen, so gut sie es vermochte. Als sie sich am Morgen verabschiedete, sagte sie:

„Ich weiß nicht, lieber Herr N., ob wir uns heute abend noch wiedersehen. Darf ich nicht jetzt mit Ihnen beten?“

Der Kranke war beeindruckt von dem tiefen Ernst der Schwester und nickte nur. Die kleine tapfere Schwester faltete vor dem ablehnenden Mann die Hände. Dabei blieb es dann auch, als es scheinbar besser ging und die Schwester nur noch morgens und abends nach ihm sah.

Immer, wenn sie kam, freute er sich. Dann verfiel er zusehends von Tag zu Tag. Da bat die Schwester: „Soll ich es nicht doch dem Pfarrer sagen, daß er Sie besucht?“

Ein hartes Nein war die Antwort.

Der Kranke war in einem größeren Werk Vorarbeiter gewesen. Die Kolonne, die er geführt hatte, mochte ihn gern. Man bedauerte, daß er nun schon so lange fehlte. In einer Arbeitspause beschlossen die Männer, daß einer von ihnen den Kranken besuchen sollte.

„Damit er merkt“, so meinten sie, „daß wir ihn nicht vergessen haben! Und eine gute Flasche Wein soll er auch bekommen.“

Blieb nur noch zu bestimmen, wer zu gehen hatte. Die Wahl fiel auf einen stillen Mann, den sie manchmal nicht für voll nahmen, weil er des öfteren die gut bezahlte Sonntagsschicht nicht mitmachte. Er gehörte zum Posaunenchor und mußte am Sonntag blasen. Für einen Krankenbesuch war das wohl gerade der Richtige. Zu einer Geburtstags- oder Hochzeitsfeier hätten sie sich alle gedrängt.

So zog der Posaunenbläser am Sonntag seinen guten Anzug an und machte sich auf den Weg. Als er ins Zimmer trat, glaubte er zunächst, sich in der Haustür geirrt zu haben. Ein ihm fast Unbekannter lag da in den Kissen. Das sollte sein Kamerad sein? Da war man jahrelang zusammen gewesen und gut miteinander ausgekommen. Sah so das Ende aus?

Unser Mann war einer von denen, die die Liebe Jesu in ihrem Leben erfahren haben. Er wußte, worauf es ankam. Und so redete an diesem Krankenbett ein Mann zum Manne, ein Kamerad zum Kameraden.

Dies war es, was dabei herauskam: „Du brauchst Vergebung, du brauchst das Heil. Und das Heil ist Jesus Christus!“ Dann wurde auch das noch geklärt: Wir holen den Pfarrer. So kam es, daß die Schwester eines Tages vor mir stand und sagte: „Herr Pfarrer, jetzt dürfen Sie kommen!“

Kurz vor dem Heimgang jenes Kranken habe ich für uns alle, die um sein Sterbelager standen, sprechen dürfen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren,
mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit!

*Wir haben die Auferstehungsbotschaft nicht richtig vernommen, wenn sie uns nicht aus unserer hoffnungslosen Traurigkeit, aus unserer gebundenen Welthaftigkeit befreit.
Es gibt nur eine Reaktion: die Freude, den Dank, den Jubel!*

ALLEIN AM GRAB!

Ausgerechnet als ich mich für eine halbe Stunde hingelegt hatte, läutete das Telefon. Aber das geht ja meistens so. Da freut man sich auf diese kurze Rast, in der man Kraft holen will für den langen Nachmittag und den Abend, und dann schrillt dieser unermüdliche Wecker. Läuten lassen? So tun, als ob man nicht da wäre? Das bringe ich nicht fertig. Die Hand greift nach dem Hörer, ich nenne meinen Namen.

„Herr Pfarrer, hier ist das Bestattungsamt. Sie haben am Freitag um 8.15 Uhr die erste Beerdigung auf dem Hauptfriedhof. Herr Z. aus der Y-Straße ist gestorben. Wahrscheinlich sind Sie allein. Bis jetzt hat sich niemand gemeldet, der sich um den Toten gekümmert hätte. Es soll noch eine Schwester leben, an die haben wir uns gewandt. Ob sie aber kommt, wissen wir nicht. Alle Äußerlichkeiten haben Krankenhaus und Stadt geregelt. Da wünsche ich alles Gute“, sagte die Stimme.

Dann knackte es. Am anderen Ende ist der Hörer aufgelegt worden.

Ich hatte einen Auftrag bekommen, aber Welch einen merkwürdigen! Allein sollte ich an einem offenen Grab stehen? Zu wem sollte ich sprechen?

Mit der Ruhe war es vorbei. Ich machte mich daran festzustellen, bei wem der Verstorbene gewohnt hatte.

Dabei brachte ich in Erfahrung, daß er, etwa 35 Jahre alt, vor Jahr und Tag in unsere Stadt gekommen war. Seine Wirtsleute hatten ihn nur als ruhigen, aber verhärmten Mann kennengelernt. Er arbeitete als Hilfsarbeiter bei einer großen Baufirma. Vor Monaten war er ins Krankenhaus gekommen. Man hatte auf ihn warten wollen. Da der Kranke aber keine Miete zahlte und sich eine günstige Gelegenheit bot, das Zimmer anderweitig zu vergeben, schlug man diese Möglichkeit nicht aus. Die persönlichen Besitztümer des ehemaligen Mieters wurden zusammengepackt und auf den Boden getragen. Daß nichts fortkam, dafür bürgten die Wirtsleute. Man besuchte den Erkrankten sogar und erzählte ihm, daß er sich später alles abholen könne. Man versprach wiederzukommen und nach ihm zu schauen.

Aber es gab so vielerlei zu tun. Und sonntags brauchte man die wenigen Stunden auch für sich. Der Mann ging auf den Fußballplatz, und die Frau mußte dringend eine Freundin besuchen. Um den Kranken würde man sich ein andermal kümmern. Letzten Endes ging er einen ja auch nichts an. Er hatte einige Zeit bei einem gewohnt, schön. Dafür hatte man ihn gut versorgt. Wenn große Wäsche war, dann hatte man nachgeschaut, ob nicht etwas mitzuwaschen war. Das ließ man sich nicht nachsagen. Und berechnet wurde es nicht. Nun war er eben krank. Daran war nichts zu ändern. Das passierte anderen auch. Aber nun dauernd hinlaufen, das ging zu weit. Die Kirche mußte schon im Dorf bleiben. Ich dachte an die angebliche Schwester, von der die Sekretärin des Bestattungsamtes gesprochen hatte, und fragte, ob denn keine näheren Verwandten bekannt wären, an die ich mich wenden könnte. Die Antwort war kurz: „Ja, eine Schwester. Aber die ist ein Biest.“ Und dann erfuhr ich folgende Geschichte:

An einem Abend, als der frühere Mieter sich bei seinen Wirtsleuten aufgehalten hatte und ein wenig aus seiner sonstigen Zurückhaltung herausgetreten war, erzählte er aus seiner Jugend und von seinen Eltern. An seine Kindheit hatte er eine gute Erinnerung gehabt. Eine ältere Schwester besaß er noch. Die Eltern waren dann plötzlich an einer heimtückisch schleichenden Krankheit gestorben. Sie waren noch jung und so nichtsahnend gewesen, daß sie an ein Testament nicht gedacht hatten.

Aber da war das Häuschen!

Die Schwester hatte die Mutter, die den Vater um etliche Wochen überlebte, dahin gebracht, daß sie vor Nachbarn erklärte, die Tochter solle für alle Liebe und Pflege während der Krankheit das Häuschen für sich haben.

In der Auseinandersetzung, die nach dem Tode folgte, traten die Nachbarn als Zeugen für die Richtigkeit der mütterlichen Aussage auf. Von jenem Tage an habe sich der Bruder betrogen gefühlt.

Dorf und Haus hatte er nicht wieder betreten. Doch durch den Gärtner ließ er regelmäßig am Totensonntag zwei Kränze auf die Gräber der Eltern legen. Weder er noch die Schwester hatten etwas zur Versöhnung unternommen. Nun war sein Tod schneller gewesen. Und ich wußte, daß man die Schwester verständigt hatte.

Voll Bangen ging ich am Begräbnistag auf den Friedhof. Noch während ich mich anleidete, erkundigte ich mich, ob irgend jemand da sei. Die Antwort erschütterte mich tief: „Niemand!“ Auch die Wirtsleute waren nicht gekommen. Und von den ehemaligen Arbeitskameraden hatte keiner den Weg nach hier gefunden. So schnell, mußte ich denken, wird ein Mensch vergessen.

Ich gab noch fünf Minuten zu. Vielleicht hatte sich einer verspätet. Ich bat den Wärter, vor der Halle nachzuschauen; vielleicht traute sich einer nicht.

Niemand! Jetzt mußte ich beginnen.

Die Orgel wurde nicht gespielt. Es brannten keine Kerzen. Es gab keine Kränze.

Ich sprach die Eingangsworte und die Gebete. So, als ob die Halle voller Menschen gewesen wäre.

Es stand aber nur der Sarg mit dem Toten da. Und ich.

Dann ging es auf den Friedhof. Die Träger hatten den Sarg ins Grab hinuntergelassen. Darauf waren sie fortgegangen. Sie mußten ja auch für die nächste Beerdigung bereitstehen. Ich aber stand allein vor dem offenen Grab.

Und ich sprach mit dem, der oft allein gewesen war. Den die Menschen in seiner dunkelsten Stunde verlassen hatten. Auch als er sie bat, ihn nicht allein zu lassen, weil er ein klein wenig Menschennähe gebraucht hätte.

SECURUS MORTE EST . . .

Wir saßen in einer gemütlichen Ecke des Runkholtkellers auf der Insel Föhr, mein Mitarbeiter Arno und ich.

Am Tag vorher waren wir daheim in aller Frühe mit dem Wagen gestartet. Von Hamburg aus hatte uns die Fahrt durch Schleswig-Holstein nach Norden geführt bis an einen kleinen Nordseehafen unweit der dänischen Grenze. Mit dem letzten Schiff am späten Nachmittag hatten wir übersetzt.

Im Lauf des Tages hatten wir unsere Pflichten erledigt. Nun hatte der Pächter des Hotels, ein hilfsbereiter Freund, alles getan, um uns die letzten Stunden, bevor uns am nächsten Morgen der Dampfer zurückbringen sollte, gemütlich zu gestalten.

Es war ein gutes Gefühl zu wissen, daß unsere Jugendgruppe in den großen Ferien prächtig untergebracht war. Sie sollte in Hamburg auf den Dampfer steigen, den ersten Ferientag auf Helgoland verbringen, und wenn sie am späten Abend im kleinen Inselhafen anlegen würde, dann wartete hier die fürsorgliche Betreuung durch unseren Freund auf sie. Da konnten die jungen Leute aus der Großstadt unbeschwerte Ferientage verbringen. Wir waren nicht nur froh, sondern auch ein wenig stolz, daß wir mit so guten Nachrichten heimkehren konnten. Da traten zwei Männer in den Raum. Sie sahen sich suchend um, entdeckten unsere behagliche Ecke und fragten, ob sie sich dazusetzen dürften. Unser Gastgeber kannte die beiden und lud sie zum Sitzen ein. Zu fünft kamen wir dann sehr bald ins Erzählen.

Ich hatte die Insulaner nach der großen Flut gefragt. Da berichteten sie, was von den Alten her noch in ihrer Erinnerung lebte. Die Landreste, die diese Flut übriggelassen hatte, hatten wir am Tage sehen können: die Hallig Hooge und die anderen kleinen Inseln.

Da hatte der Gastgeber auf mich gedeutet und gemeint: „Das ist einer, der könnte wohl Hallig-Pastor werden.“ „Ein Pastor in der Runde!? Hallo!“ Sofort schwenkte unser Gespräch in eine neue Richtung. Wir kamen auf die großen Inselkirchen zu sprechen, die aus alter Zeit stammen. Einer der beiden Insulaner aber meinte:

„Herr Pastor, nicht übelnehmen, aber wofür das alles noch? Schauen Sie, in unserer Zeit ist doch klargeworden, daß mit dem Tod alles aus ist. Ich bin dafür: leben und leben lassen!“ Ich entgegnete ihm: „Heute mittag bin ich auf eurem Friedhof gewesen. Da steht bei der St. Laurentiikirche ein Denkmal des großen Walfängers Matthias Petersen. Von eurem Pfarrer habe ich mir seine Geschichte erzählen lassen. Er wurde ‚Felix‘ genannt, das heißt ‚der Glückliche‘.“

Da unterbrach mich der andere: „Das weiß ich noch aus der Schule. Nach Grönland fuhr er und hat insgesamt 373 Wale erlegt!“

„Und wissen Sie auch noch, was auf seinem Grabstein steht?“ fragte ich.

„Securus morte est, qui seit se morte renasci,
mors ea non dici, sed nova vita potest.

Das heißt: Ruhig im Tode ist der, welcher weiß,
daß er aus dem Tode wieder erstehen wird.

Tod kann dies nicht genannt werden, sondern ein neues Leben.“

Da waren wir in unserer gemütlichen Ecke mitten in einer ernsten Diskussion. Und der, der mit seinem Urteil über Kirchen und Pastoren am voreiligsten gewesen war, gab schließlich zu: „Eigentlich habe ich seit meiner Konfirmation keine Kirche mehr betreten. Ich habe dieses Urteil vom Vater und später von den Arbeitskameraden übernommen.“

Dann erzählte ich den beiden ein persönliches Erlebnis mit dem lebendigen Gott, der uns auch über dieses Leben hinaus in seinen Händen hält. Ich faßte das alles zusammen in dem Liedvers:

Dunkel ist die Nacht der Sünde,

schaurig klingt der Wogen Lied:
Manches Auge sucht voll Sehnsucht,
ob's am Strande Lichter sieht.

So aufmerksame Zuhörer hatte ich lange nicht gehabt. Sie nickten und verstanden, als ich ihnen als Beispiel für das menschliche Leben vom Friedhof der Namenlosen auf der Insel Neuwerk erzählte. Traf das etwa auf sie nicht zu:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit gespült ans Erdeneiland,
voll Unruh' und voll Herzeleid, bis heim uns holt der
Heiland.

„Sieh“, sagte ich zu dem einen, dem die Tränen im Auge standen, „wenn du jetzt durch Boldicum gehst, kommst du am Grabstein eines Grönlandfahrers vorbei. Die Weisheit dieses tapferen, unerschrockenen Mannes, der den Nordmeeren mit all ihren Gefahren getrotzt hat, aber lautet:

Alle Not ist dann besiegt,
wenn das Schiff im Hafen liegt.

Der Hafen“, so sagte ich zum Schluß, „das ist die Ewigkeit!“ Dann mußten wir aufbrechen. Ich hatte zugesagt, beim Wiederkommen im Spätsommer in der großen Kirche zu predigen. Und die beiden Insulaner versprachen, dann auch einmal in den Gottesdienst zu kommen. Als ich Monate später auf der Kanzel der vollbesetzten Inselkirche stand, entdeckte ich meine beiden unten im Kirchenschiff. Ich bat Gott um das rechte Wort. Und meine Predigt ließ ich ausklingen mit dem Bekenntnis des alten Grönlandfahrers:

Alle Not ist dann besiegt,
wenn das Schiff im Hafen liegt.

DIE PREDIGT

Es ist Weihnachten.

In den Bauernhäusern, die einsam in den Talschluchten liegen, werden die Lichter brennen. Menschen, denen der helle Schein des Evangeliums ins Herz gedrungen ist, werden mit rauher Stimme singen:

Das ew'ge Licht geht da hinein,
gibt der Welt einen neuen Schein,
es leucht' wohl mitten in der Nacht
und uns zu Lichtes Kindern macht ...

Sie werden im Strahlenglanz der Lichter fröhlich sein. Und doch wird ein tiefer, geheimer Schmerz ihre Herzen durchziehen; denn der ihnen zum Lichtträger wurde, ist nicht mehr bei ihnen. Er sitzt im Gefängnis. Die stille, starke Leuchtkraft dieses Mannes, aus dessen Herz und Mund die Strahlenbündel des Evangeliums mitten hinein in hartgefrorene Bauernherzen trafen, soll gedämpft werden. Irgendwo hinter Mauern und Gittern, aber niemand weiß wo. Knut ist nun sein Nachfolger geworden. Mit ungelinker Zunge, aber mit der Glut eines Jüngers, der seinen Meister verstanden hat. Und er ist es, der zu Friedjof, dem Erbbauern, sagt: „Du, Friedjof, wir suchen ihn! Heute, in der Heiligen Nacht!“

Friedjof zieht den Mantel an. Er trägt Schuhe, deren Beschlag am Gestein Blitze tritt. In der rechten Hand tragen sie beide den Stab mit der Eisenspitze, und die Linke leuchtet mit dem Fackellicht in die dunklen Schluchten.

Der Gefangene sitzt in seiner Zelle. Das Dunkel um ihn ist voller Anfechtung. Es ist totenstill, nur im Wandloch rascheln und piepen hungrige Mäuse.

Eine schwarze Gestalt tritt zu ihm. Er sieht sie nicht, aber er spürt sie, als stünden sie Schulter an Schulter. Ihr Raunen vernimmt er deutlich:

„Du wirst vom Licht und vom Leben ausgeschlossen sein! Du wirst den Rest deiner Tage in dieser Zelle verbringen!“ „Aber draußen warten Tausende auf das Wort!“ Er schleudert es dem Versucher wie einen Keulenhieb entgegen.

Der höhnt: „Laß sie laufen!“

Der Gefangene stöhnt auf. Warum hat Gott ihn verlassen? Er sinnt in sich hinein. Er hat immer wieder gemeint, er müsse sein Werk vollenden. Immer wieder hat er sich gesagt, daß Gott nicht auf halbem Wege stehenbleiben würde. In den ganz dunklen Augenblicken, da hatte er sterben wollen. Einen sieghaften Martertod. Und dann wollte er wie der Heiland auch sagen: Es ist vollbracht!

Während er das Haupt aufstützt, rinnen Tränen durch seine mageren Hände, die von der schweren Feldarbeit ein wenig gekrümmt sind.

Horch! In die Dunkelheit des grübelnden Mannes läuten die Weihnachtsglocken. Christiania weicht mit diesen Klängen das Fest ein. Die schwarze Gestalt ist plötzlich verschwunden. Und auch in der Düsternis der einsamen Zelle wird es licht. Mit gefalteten Händen sinkt der Mann auf die Knie. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchbebt ihn. Ihm ist, als hörte er aus der Ferne die Glocken des Himmelreichs. Die Weihnachtsnacht wirft ihre Strahlen bis in sein Gefängnis. „Dir sei Lob und Dank in Ewigkeit!“ preist er seinen Heiland. Was soll er sagen? Jesus ist bei ihm. Er, „der sich spürbar genug kann offenbaren, auch ungesehen“. Und dieser Jesus bedeutet ihm alles.

Mit vollen Tönen singt seine kräftige Männerstimme: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben.“ „Hier könnte er sein“, meint Knut, „im Rathausgefängnis sitzen ihrer noch mehr, denen der Heiland geboren wurde.“ Friedjof sieht das wohl ein, aber jeglicher Versuch, den Bruder zu finden, dürfte unmöglich sein.

„Horch, Knut! Ist das nicht seine Stimme?“ Zwei Männer versuchen mit ihren Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Atemlos lauschen sie auf den Gesang. Sie kennen die Stimme des Freundes.

„Nielsen Hauge!“

Er hört nicht. Wie sollen sie ihm zu verstehen geben, daß Brüder in der Nähe sind? Und dann tönt es zu ihm hinauf, erst ängstlich, dann immer gewisser: „Ich lag in tiefer Todesnacht, du wurdest meine Sonne ...“ Das ist ihr Weihnachtsgruß an den Gefangenen.

Der Gefangene wußte, daß es die Freunde waren. Er konnte sie nicht sprechen. Nicht einmal einen Blick in ihre Augen vermochte er zu tun. Die Bergheimat stand plötzlich vor seinem Herzen. Er sah ihre Fluren, hörte die mächtigen Wälder rauschen. Die Brüder saßen in den Bauernstuben andächtig tun das Wort geschart. Einmal hatte er mitten unter ihnen gesessen. Der Gesang verstummte. Niedergeschlagen blickten die beiden Männer hinauf zu dem Gitterfenster. Ob er nichts hörte? Ob er sie nicht bemerkt hatte?

Da sehen sie droben ein Licht aufflammen. Erst trübe, dann immer heller. Ein einsames Lichtlein mit einem traurig qualmenden Docht wird hochgehoben. Es wirft seinen warmen Schein hinaus in die Dunkelheit.

„Siehe!“ Mehr bringt Knut nicht heraus. Tränen ersticken seine Stimme.

„Gott sei Lob und Dank! Wir haben ihn grüßen dürfen“, murmelt Friedjof.

Das Licht droben im Fenster verschwand. Um die Wanderer auf der einsamen Straße war es wieder dunkel. Und dennoch waren sie glücklich.

„Du, Friedjof, er hat uns das Licht verkündet. Die Herrlichkeit des Herrn soll über unser Land strahlen! Der Friede von Bethlehems Fluren komme über unsere Äcker und Häuser. Friede von dem, der geboren wurde!“

Schweigend standen die beiden da.

Siehe, da reckt sich oben eine Hand aus dem Fenster. Noch einmal wird es hell, der

Lichtkegel steigt steil empor. Nielsen Hauge putzt den Kerzenstumpf mit einer Lichtschere. Wieder ertönt Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Und erst, als das Letzte, das Gewaltigste, verklungen, als jener Siegesgesang zu Ende ist: „... das Reich muß uns doch bleiben“, erst da sinkt das Licht langsam hinab.

„Du, Knut, er hat im Symbol zu uns geredet.“

„Ich habe es verstanden, Bruder.“

„Was wollte er sagen?“

„Es gilt, die Gemeinde zu reinigen auf Erden. Sie, das Licht Gottes, das klar und hell leuchten muß.“

„Und mich hat sein letztes Lied getröstet“, sagt Friedjof, „das Reich muß uns doch bleiben“. Trotzdem und dennoch, so sagt es der Glaube.

Dann zogen die beiden Männer durch die Weihnachtsnacht nach Hause. Die Weihnachtspredigt des Nielsen Hauge aber nahmen sie zu den Brüdern mit.

DER TURM VON AIGUES MORTES

In den Sümpfen des Rhone-Deltas steht ein riesiger klobiger Turm. Er beherbergt nichts als dunkle Rundverließe. Im Steinwerk des oberen Kerkers findet der Besucher von unbeholfener Hugenottenhand eingeritzt das Wort „Resister“. Widerstehet!

Im 18. Jahrhundert lebte hinter diesen Mauern auf verfaulten Strohsäcken eine evangelische Gemeinde. Durch die schmalen Mauerschlitze heulte im Winter der eisige Mistral, und der Gestank der Maremmen und die brauenden Sumpfnebel drangen ungehindert in die Gefängnisse ein.

Im Juli 1730 kam die evangelische Christin Marie Durand zu dieser Sträflingsgemeinde. Achtunddreißig Jahre verbrachte sie um ihres Glaubens willen hinter diesen Mauern. Immer wieder wurde ihr nahegelegt, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß sie „im Sinne des Königs sich jeder äußeren Ausübung der protestantischen Religion enthalten werde“. Hätte sie es getan - sie wäre frei gewesen.

Wie verlockend muß dieses Angebot gewesen sein. Wie betörend mag der Versucher es ihr zugeflüstert haben: In deinem Herzen kannst du ja bleiben, was du bist. Draußen kannst du vielen helfen, aber hier ist dein Leben umsonst. Oft wollte die Verzweiflung sie übermannen. Schien es doch, als stürzten alle Berge über ihr zusammen. Ihr Mann war zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er evangelisch war. Ihr Vater verbrachte aus demselben Grunde zehn Jahre im Gefängnis. Sie sah ihn nie wieder. Ihr Bruder Pierre wurde als evangelischer Prediger öffentlich gehenkt. Trotz all dieser eigenen Nöte wurde sie Trösterin der Einsamen und Verbannten. In der Hölle der lebendig Begrabenen von Aigues Mortes war sie der Stern, der immer wieder hinwies auf das große Licht, das in alle Kerker dieser Welt fällt.

Auch außerhalb des Turmes tobte der Glaubenskampf. Immer neue Frauen wurden eingeliefert, alte und junge. Aus dem Kerker von Tournon brachte man Maries Schwiegermutter in den Turm. Marie übernahm ihre Pflege, bis der Tod die Seele der Kranken dem Kerker entriß.

Dann kommt die junge Ehefrau Isabeau Menet, die im Kerker einem Knaben das Leben schenkt. Der Junge ist der Trost der Frauen. Als er heranwächst, nimmt man der Mutter den Sohn. Isabeau Menet verfällt darüber dem Wahnsinn. Marie Durand sitzt an ihrem Lager. Sie hält die Hand der Mutter und flüstert in die Nacht dieses zu Ende gehenden Lebens:

„Er weiß vieltausend Weisen, zu retten aus der Not ...!“

So reiht sich Tag an Tag, Jahr an Jahr, Jahrzehnt an Jahrzehnt. Aus den Mauern des Turmes dringt der „Lobgesang aus der Tiefe“ in die Welt. Der Kommandant des Gefängnisses, Major

Combelles, schreibt auf seiner Gefangenenliste am 15. 4. 1744 hinter die Namen der dreiunddreißig Insassen „Glaubensstand unverändert“. Das heißt doch nichts anderes als: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein'n Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“

Als eine der letzten, Marie Durand hatte das sechzigste Lebensjahr noch nicht erreicht, verließ sie am 14. 4. 1768 den Turm.

Heimgekehrt fand sie das väterliche Haus halb verfallen. Gemeinsam mit einer entlassenen Leidensgefährtin verbrachte sie den kurzen Lebensabend. Noch ihre letzten Briefe aber zeugten von der Innigkeit einer erlösten Seele, die im Glauben die Welt überwunden hat. Und was für eine Welt! Was muß es für sie bedeutet haben, in Kälte, Not und Krankheit eines Schreckenkerkers fast ein halbes Jahrhundert lebendig begraben zu sein, oft genug berührt von den dunklen Schwingen der Verzweiflung und des Wahnsinns! Dabei hätte die Unterzeichnung einer bloßen Erklärung genügt, um ihr Licht und Freiheit wiederzugeben. Aber das Versprechen, „sich jeder äußeren Ausübung der protestantischen Religion zu enthalten“, kam nie über ihre Lippen.

Gott mag es schenken, daß auch über dem Leben von uns Schwachen einmal geschrieben steht: Glaubensstand unverändert.

In einer großen Gottlosenversammlung versuchte ein Redner den Zuhörern klarzumachen, daß Gott abgeschafft sei. Während seiner Ausführungen hatten die Zuhörer still dagesessen. Wie unter einem Bann lag der ganze Saal. Dann wurden fünf Minuten zur Diskussion freigegeben. Die Veranstalter waren überzeugt, daß sich niemand melden würde. Doch waren sie erstaunt, als ein alter Mann auf die Bühne zuschritt. „Aber nur fünf Mi. nuten“ wurde ihm nochmals gesagt. „Solange brauche ich nicht“, war die Antwort.

Nun stand er dort vor der großen Menge. Gebannt schauten die Massen auf ihn. Er aber sagte in den Saal hinein den Ostergruß der griechisch-orthodoxen Kirche:

„Der Herr ist auferstanden!“

Dann gab die tausendköpfige Menge die Antwort - den Veranstaltern, die Gott abgesetzt hatten zum Trotz -und sich selbst als Trost und Zuversicht

„Er ist wahrhaftig auferstanden.“

NÄCHSTER ANRUF: 4.35 UHR!

„Es kam kein nächster Anruf! Schon lange vor 4.35 Uhr waren die fünf Missionare unter den Speeren und Macheten der Aucas gefallen, und ihr Blut hatte den weichen Ufersand und den Schlamm des Curaray getränkt.“

Als ich diese Sätze den Jungen gesagt hatte, war es totenstill in unserer Blockhütte geworden. Unhörbar ging ein anderer durch die Reihen und faßte die Herzen an. Die Frage bewegte uns: Gibt es das, daß jemand heute noch um Christi willen den Märtyrertod erleidet? Was war geschehen?

Fünf junge Missionare der amerikanischen Episkopalkirche zogen Anfang 1956 getreu dem Bibelwort: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Völkern in die Urwälder von Ecuador. Sie wollten den noch auf der Stufe der Steinzeit stehenden Aucas, einem der wildesten und gefürchtetsten Naturvölker der Erde, die frohe Botschaft bringen. Sie erlitten dabei den Märtyrertod. Es war ein tollkühnes, aber mit großem Geschick vorbereitetes Unternehmen, ganz im Geist jener Männer, die vor 1900 Jahren das Licht der christlichen Botschaft in die damalige Welt getragen hatten. Das war in den Januartagen 1956 etwas für Rundfunk und Presse! Fünf junge Männer, der älteste etwas über 30 Jahre, in den Urwäldern von Ecuador verschollen!

Eine Suchexpedition fand dann Tagebücher, die Erschütterndes ans Licht brachten. Der

Jüngste unter ihnen, 27 Jahre alt, schrieb: „Was die Zukunft in Händen hält, weiß ich nicht, aber ich weiß, wer die Zukunft in Händen hält.“

Alle fünf hatten in jungen Jahren den Ruf Gottes in ihrem Leben nicht überhört. So waren sie nach Jahren der Ausbildung aufs Missionsfeld gekommen. Viele hielten es für hoffnungslos, den Stamm der Aucas mit dem Evangelium zu erreichen. Das gab es also noch im 10.

Jahrhundert: Menschen, die noch nie von Christus, dem Heiland der Welt, gehört hatten!

Der Flugzeugführer, der Arznei zur einsamen Missionsstation brachte, konnte den Männern sagen, daß er 15 Flugminuten von der Station entfernt die Hütten der Aucas entdeckt habe.

Jetzt gab es unter den Männern nur noch einen Gedanken, ein Gespräch: Wann brechen wir zu den Aucas auf? Gut war, daß einer unter ihnen durch eine Flüchtlingsfrau des Stammes die Sprache kannte! Die Kosten dieses Einsatzes wollten sie aus ihren eigenen Mitteln bestreiten. Der begeisterte Missionsflieger mußte viele Einsätze fliegen, um das „Rettungsseil vom Himmel“ auszuwerfen und daran die Gastgeschenke „anzubieten“.

Nach reiflichem Überlegen wurde dann das „Unternehmen Auca“ gestartet. Mit immer neuer erfinderischer Liebe versuchten die fünf Männer, an die Herzen heranzukommen. Sie wußten sich getragen von den Gebeten ihrer Frauen, die So km entfernt auf die Funknachrichten warteten. Sie wußten sich mit ihnen verbunden in der Gewißheit: „Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht. Sein wird die ganze Welt!“ Die Frau des Missionars Elliot hatte beim Abschied gesagt: „Und wenn es nun zu Ende gehen soll, was für einen schöneren Abschluß

gäbe es für dich, als gemeinsam mit deinen treuesten Freunden auf der Höhe des Lebens zu sterben, bei dem Bemühen um Menschen, die deinem Herzen schon seit langem nahe stehen!“

Nach Tagen schienen nun die ersten Bewohner heranzukommen. Die Missionare freuten sich, den ersten Gottesdienst halten zu können. Der Flieger hatte den „Anmarsch“ gemeldet. Das

wurde den Beterinnen daheim mitgeteilt mit dem Schlußsatz: „Nächster Anruf: 4.35 Uhr!“

Der Anruf ist nie mehr gekommen! Man fand nur die Leichen, von den Speeren der Aucas durchbohrt. Das Flugzeug zerstört. Von den Eingeborenen keine Spur!

Also doch sinnlos, hier „Märtyrer“ spielen zu wollen - so meinten viele.

Auf Wunsch der Witwen wurden die Missionare in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt. Eine der Frauen sagte leise: „Dort haben sie sechs wunderbare Tage verlebt, dort haben sie durch Wort und Tat die Botschaft von der Erlösung aller Menschen auch den Aucas verkündigt.

Dort sollen sie ruhen bis zur Wiederauferstehung!“

Das Echo, das die Urwaldtragödie in den Vereinigten Staaten fand, war überwältigend. Über 1000 Studenten meldeten sich freiwillig zum Missionsdienst!

Das bedeutet doch, daß Jesus Christus, in dessen Auftrag die Missionare diesen Dienst tun, heute noch Herr über die Herzen ist und sein Ruf auch heute noch gehört wird!

Es war spät geworden. Die Jungen gingen zu Bett. Ich fuhr ins Tal hinunter, um einige Stunden später auf der Kanzel im Auftrag dieses Herrn der Welt zu stehen. Ob einer unter der jungen Schar war, der in einer bedeutsamen Stunde seines Lebens auch dazu stehen würde:

„Ich kann es nicht lassen, von dem zu reden, was ich gesehen und gehört habe!“?

Aus dem Tagebuch Jim Elliots, eines der fünf Auca-Missionare:

„Missionsarbeit mit dem Flugzeug ist anders, als man sie sich gewöhnlich vorstellt. Wir sind hier in der Zentralstelle der Flugzeug-Missionsbruderschaft und machen Erkundungsflüge.

Wir wollten uns orientieren über die Ketschua-Bevölkerung im Südosten und außerdem feststellen, ob irgendwelche freundlichen Beziehungen bestehen zwischen ihnen und den

Aucas, dem einzigen noch wirklich wilden Volksstamm hier. Das ist nicht der Fall, im

Gegenteil, gerade sind fünf Ketschuas getötet worden. Wir suchen auch nach Siedlungen von Aucas, haben aber nichts gefunden. Anscheinend halten sie sich verborgen oder sind weiter nach Osten gezogen. Immer mehr wird mir dieses Volk vor die Seele gestellt als eventuelles

Arbeitsfeld meines Lebens. Sie sind völlig unberührt und lassen niemand an sich heran. Wenn wir einen Zugangsweg zu ihnen finden sollen, muß ein Wunder geschehen, und um ein solches Wunder beten wir."

„Heute nachmittag um drei flogen wir bei leicht bewölktem Himmel von Shell Mera ab. Landeten um halb vier in Pano und machten den Fußmarsch bis hier in knapp zweieinhalb Stunden. So ist denn der Ort, den der Große Wille mir damals während des Sprachenkurses als Ziel wies, endlich erreicht, und mein Herz ist von Freude voll bis zum Rand. Ach, wie blind wäre es gewesen, die Führung, die Gott damals meinen Plänen gab, zurückzuweisen! Wie sehr hat sich mein Lebenslauf durch sie verändert, welche Unzahl von Freuden ist hinzugekommen."

„Es ist eine große Freude, daß ich jetzt kleine Andachten in der Ketschuasprache halten kann, obwohl ich offen zugeben muß, daß meine Sprachkenntnisse noch sehr kümmerlich sind. Heute morgen habe ich über das Gleichnis aus Lukas 14 gesprochen, von den Leuten, die die Einladung zu dem großen Mahl zurückweisen, und ich war sehr beglückt, als ich manchen Gesichtern ansah, daß sie den Sinn verstanden hatten. Ach, Betty*), bete doch, daß Gott uns Seelen für Christus aus dem Urwald gibt und daß wir uns an Jenem Tage gemeinsam freuen können über Menschen dieses Volksstammes, die durch unser Reden und durch Dein Beten zum Glauben gefunden haben. Denn das, was wir vorher mehr in der Theorie gewußt haben, das erleben wir jetzt praktisch: ‚Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen.‘ Nichts kann das Herz dieses Volkes wandeln als der Geist Gottes selbst, und zu ihm flehen wir, wenn wir immer wieder merken müssen, wie hilflos wir in dieser Sprache sind."

*) seine spätere Frau

„Ich darf es nicht sonderbar finden, daß Gott Menschen in der Jugend hinwegnimmt, die ich selber noch auf der Erde gelassen hätte. Gott bevölkert das Jenseits, und ich kann nicht von ihm erwarten, daß er sich beschränkt auf alte Leute.“

Aus: Elisabeth Elliot, Im Schatten des Allmächtigen, 2. Auflage, R. Brockhaus Wuppertal.

„WARUM GERADE ICH?“

„Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, aufs Missionsfeld zu gehen?“ fragte einer. Die jungen Männer saßen nach dem Missionsvortrag mit dem Gast noch in gemütlicher Runde zusammen.

Der Missionar nickte freundlich. „Diese Frage ist für jeden, der hinausgeht, von großer Bedeutung. Denken Sie nur an die große Aufgabe und an die Verantwortung, die er trägt, wenn er seinem Herrn in einer solchen Arbeit dienen will. Und wenn er dann noch so untauglich dazu ist wie ich -“

Erschrocken fuhr der Junge, der die Frage gestellt hatte, in die Höhe. So hatte er das nicht gemeint. „Ich wollte nur sagen...“

„Was Sie gesagt haben, war schon richtig“, fuhr der Missionar fort. „Aber nun möchte ich euch fragen: Wie stellt ihr euch denn einen solchen Ruf und den Weg eines Menschen in die Missionsarbeit vor?“

Der alte Mann sah sich ruhig im Kreise um. Keiner antwortete. So direkt mochte sich noch keiner mit dieser Frage beschäftigt haben.

Schließlich meinte einer: „Ist es nicht manchmal so, daß der Betreffende sich schon als Junge besonders für das Missionsfeld interessiert und dann auch trotz Schwierigkeiten seinen Weg

geht?"

Der Missionar nickte zustimmend. „Einer meiner Freunde ist auf diese Weise in den Missionsdienst gekommen. Bei mir aber ging es gerade umgekehrt. Zwar schien es, als würde

ich von Anfang an in diesen Dienst gerufen, aber ich wurde nicht müde, Schwierigkeiten und Hindernisse zu ersinnen, um diesen Weg nicht gehen zu müssen. Vielleicht ist kaum einer so unfreiwillig Missionar geworden wie ich."

Natürlich wurde er nun von allen Seiten bestürmt zu erzählen. Und schließlich willigte er ein, obzwar es, wie er sagte, wenig schmeichelhaft für ihn sein würde.

Er stammte aus einem kräftigen Bauerngeschlecht, das schon manchen Sohn als Lehrer oder Pfarrer ins Leben hinausgegeben hatte. Die Eltern waren schlichte Gemeinschaftsleute, die ihre Kinder in guter Zucht und treuer Fürbitte erzogen. Bernhard war der Jüngste von sechsen. Früh wurde er in die „Stunde" mitgenommen. Was er hörte, verstand er kaum, aber es war für ihn selbstverständlich, daß er dazugehörte. Ganz anders reagierte dagegen sein Bruder Andres auf Bibelstunden und Gottesdienste. Andres war zart und schwächlich und deshalb, seit er zur Schule ging, für das Schneiderhandwerk bestimmt. Dieser Junge mit dem schwachen Körper erstarkte um so mehr an Seele und Geist. Mit leuchtenden Augen hörte Andres zu, wenn die biblischen Geschichten erzählt wurden. Lieder und Sprüche lernte er mühelos auswendig, weil sein Herz alles von innen erfaßte.

Einmal nahmen die beiden Jungen an einem Missionsfest teil. Zum Schluß rief der Redner mit fordernder Stimme: „Gott fordert auch aus eurem Ort einen Jungen für seinen Dienst unter den Heiden. Wer von euch will dieser Junge sein? Wer hört den Ruf?"

In diesem Augenblick stupste Andres den neben ihm sitzenden Bruder in die Seite. „Du, melde dich doch!" Andres war von dem Vortrag des Missionars so gepackt, daß er meinte, auf seinen Appell hin müsse sofort einer aufspringen und hier rufen.

Bernhard erschrak. Er hatte den Ruf mit keinem Gedanken auf sich bezogen.

„Soll ich ihm sagen, daß du dich melden willst?" bot sich Andres eifrig an. Aber Bernhard dachte anders.

„Nur ja nicht! Halt bloß den Mund!"

Andres schwieg, aber er war bedrückt und unruhig. Er sagte auch nichts, als sie nachher nach Hause gingen. Erst spät am Abend, als sie im gemeinsamen Bett lagen, fing er wieder davon an: „Bernd, du mußt gehen!"

„Ich? Wohin?"

„Zu den Heiden."

„Warum denn gerade ich? Geh du doch!"

Der Bruder atmete tief. „Ach, du bist stark und klug. Ich bin doch viel zu schwach für so was. Aber du -"

Da zog Bernhard den Bettzipfel über den Kopf. Er wollte nichts mehr hören.

Andres sprach nun lange nicht mehr über diesen Punkt, aber der Gedanke, der ihm an jenem Tag gekommen war, ließ ihn nicht wieder los.

Als die beiden Brüder - sie waren nur ein Jahr auseinander - zur gleichen Zeit eingesegnet wurden, erhielt Bernhard den Konfirmationsspruch: Folge mir nach!

„Da siehst du es", sagte Andres an diesem Tag, „daß Gott dich ruft! Du mußt doch in die Mission gehen." Und seine Augen leuchteten.

Bernhard zuckte die Achseln und schwieg.

Die Jahre gingen ins Land. Bernhard wurde Schreiner, und als er die Gesellenprüfung bestanden hatte, gratulierte ihm als einer der ersten Andres. Fragend und erwartungsvoll sah er dem Bruder dabei ins Gesicht.

„Was willst du?“ fragte der frischgebackene Geselle. „Dich fragen, wann du dich melden willst!“

„Melden? Wozu?“

„Ins Missionshaus!“

Ärgerlich wandte Bernhard sich um: „Laß mich in Ruhe!“ Wieder vergingen zwei Jahre. Bernhard, der inzwischen eine Stelle in der Stadt angenommen hatte, kam Weihnachten zu Besuch nach Hause. Wie in früheren Zeiten schliefen die Brüder gemeinsam in der alten Kammer.

„Na wie stehst, wann meldest du dich nach Basel?“ fragte der hartnäckige Bruder.

„Jetzt sag ichs dir zum letzten Mal: Ich will nicht. Fertig! Laß mich endlich damit in Frieden!“

Bernhard merkte, daß der Bruder daraufhin unbeweglich in seinem Bett liegen blieb. Da vergrub er sich zornig in die Kissen.

Als Bernhard in die Stadt zurück mußte, sah Andres den Bruder so ernst an, daß diesem das Blut in den Kopf stieg. Er konnte den Blick mit der stummen Frage nicht mehr ertragen. Aber Andres fragte auch nicht mehr. Er sagte nur leise, weil die andern es nicht hören sollten:

„Also du willst nicht, Bernd. Dann werde eben ich mich an deiner Stelle melden.“

Wenige Wochen später erreichte Bernhard ein Brief des Bruders aus dem Basler Missionshaus. Andres hatte sich gemeldet, war abgewiesen worden, hatte aber schließlich durchgesetzt, daß er wenigstens auf Probe angenommen wurde. Zunächst nur als Schneider. Eines Tages stand Andres unvermittelt im Zimmer seines Bruders. Bernhard kam dieser Besuch äußerst ungelegen. Er band sich gerade kunstvoll seine schicke Krawatte. Bernhard war überhaupt ein flotter junger Mann geworden.

„Entschuldige“, murmelte er, „ich muß fort, ich bin verabredet.“

„Macht nichts, ich komme mit“, erwiderte Andres gleichmütig. „Ich hab ja sonst nichts vor. Wollte bloß mal wieder mit dir zusammen sein.“

Damit hatte Bernhard nicht gerechnet. Er wollte sich mit Freunden treffen, aber schließlich mußte er sich fügen. Andres hatte helle klare Augen. Man traf sich, und weil auch Mädchen dabei waren, ging ihm rasch ein Licht auf. Bernhard hatte nur Augen für eine. Andres schwieg.

Zu Bernhards Ärger übernachtete Andres bei seinem Bruder. Abweisen konnte er ihn nicht. Andres nahm mit dem Sofa als Nachtlager vorlieb. Und als sie das Licht gelöscht hatten, begann er auf einmal zu reden: „Du, Bernd, die Therese, die ist nichts für dich.“

Der Jüngere fuhr zornig hoch. „Was geht das dich an? Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich will. Und die Therese ist ein hochanständiges Mädels. Sie geht auch in die Kirche, jeden Sonntag. Also! Und ist etwa nicht alles sehr anständig zugegangen heute, wie?“

Der Bruder blieb ganz ruhig.

„Ja, es war alles sehr anständig. Aber die Therese paßt nicht zu dir.“

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?“

„Sie hat dich gern. Aber sie geht nicht mit dir aufs Missionsfeld. Und deshalb paßt sie nicht zu dir.“

Bernhard lachte erbittert. „Verrückt bist du! Warum soll sie aufs Missionsfeld gehen, wenn ich selber hierbleibe?“ „Du wirst gehen, Bernhard. Denn Gott ruft dich. Warum sträubst du dich so lange?“

Andres reiste ab, und bald vergaß Bernhard den Ärger dieser Stunde. Dann kam das Telegramm, das ihn nach Hause rief. Der Bruder hatte vom Missionshaus aus einen Besuch bei den Eltern gemacht und war plötzlich von einem Blutsturz überfallen worden. Auf Andres' dringendes Bitten war der jüngere Bruder gerufen worden.

Bernhard erschrak, als er am Bett des Kranken stand. Mit eingefallenen Wangen lag Andres

da, ein Todgeweihter. Nur die Augen blickten hell und fröhlich wie stets. „Nett von dir, daß du gekommen bist, Bernd. Mit mir gehts zu Ende. Nun komme ich doch nicht mehr hinaus aufs Missionsfeld.“

Der Kranke schwieg, und wieder brannte sein Auge im Blick des Bruders, der ihm unruhig auswich.

Tagelang wogte der stille Kampf zwischen dem starken Herzen, das mit dem Tode rang und dem schwachen Herzen, das sich gegen Gottes Ruf sträubte.

Aber der Schwächere blieb schwach. „Andres, ich - kann nicht!“ stammelte er am Bett des Bruders. Und er dachte dabei an sein Mädchen, an die Freunde, an die gute Stellung und an die Zukunft.

Andres nickte dem Bruder zu und strich still über seine Hand. „Ja, ich weiß, Bernd, du kannst nicht.“

„Dann laß mich doch!“

„Du kannst nicht, Bernd, weil du noch nicht liebst. Aber ich werde dich freibeten, bevor ich sterbe.“

Mit hängenden Schultern stand der Jüngere am Bett des Bruders.

„Mensch, Andres, du darfst nicht sterben!“

„Nein, Bernd, noch nicht. Ich bleibe, solange du mich brauchst.“ Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Die Brüder, die sich im Grunde innig liebten, blieben beisammen. Bernhard fand in der Heimat einen Arbeitsplatz. Andres sprach wenig, und über das, was beide bewegte, überhaupt nicht. Nur seine Augen redeten.

Unterdessen siechte sein junges Leben rasch vollends dahin. „In zwei, spätestens vier Wochen ist alles vorüber“, hatte der Arzt am Anfang gemeint. Aber er sollte sich täuschen. Wieder waren Monate vergangen, und noch immer lebte das totgesagte Leben in dem zerfallenden Leib. Für den Arzt war es ein Rätsel, für Bernhard ein tägliches Mahnen: So sag doch endlich ja!

In jenen Wochen kämpfte Bernhard einen schweren Kampf. Er war zu ehrlich, um sich dieses Ja nur dem Sterbenden zuliebe abzuzwingen. Was nutzte es, wenn sein Herz nicht dabei war? Dann kam die zweite Nachricht, die in sein Leben griff. Therese, der er regelmäßig geschrieben hatte, verlobte sich mit einem anderen. „Ich sehe schon, du kommst ja doch nicht mehr zu mir“, hieß es in dem Abschiedsbrief. Bernhard raste vor Zorn. Andres hielt ihn in seiner stillen Art fest. Er sagte kein Wort gegen die Untreue. Dann löschte das Leben des bleichen Dulders still aus. Dem Wunsch des Heimgegangenen gemäß sprach der Geistliche am Grab über das Wort: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!“

Am nächsten Tag schrieb Bernhard nach Basel und bat um Aufnahme. Er wollte das Vermächtnis des Bruders antreten, so schwach und unwürdig er sich auch fühlte.

„Mehr habe ich nicht zu berichten, meine jungen Freunde“, schloß der alte Missionar. „Mein Bruder hat mir den Weg geebnet. Zögernd betrat ich die gewiesene Bahn. Und Gott in seiner Treue hat mich darauf weitergeführt.“

Nun bin ich alt und frage euch, die Jungen: Wer von euch wird an unsere Stelle treten? Gott ruft immer noch wie damals: wer hört den Ruf? Wer will nun sein Bote sein?“

Es war spät geworden. Still gingen die jungen Männer nach Hause.